H. g. hum. 147-1

<36605904860013

<36605904860013

Bayer. Staatsbibliothek

m̄

R.

Mythologisches Taschenbuch,

oder

Darstellung und Schilderung

der

Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker.

Nach den besten Quellen für jede Klasse von Lesern

entworfen

von

Friedrich Majer.

Erster Jahrgang

für das Jahr 1811.

Mit zwölf Kupfern

Weimar,
im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn

Herrn

Carl

Großherzoge zu Frankfurt, Fürst-Primas
des Rheinbundes

in

tiefster Ehrfurcht und Verehrung

unterthänigst gewidmet

vom Verfasser.

Vorrede.

Entwurf und Ausführung eines Unternehmens, dessen erste Früchte in den folgenden Blättern dem Publikum mitgetheilt werden, liegen wenigstens zehn Jahre aus einander. Jener erhielt seine Entstehung in der mir unvergeßlichen Zeit, als ich das Glück hatte, von dem vortrefflichen Herder, bei einem öfteren freien Zutritt in seinem Hause, seines erfreuenden und belehrenden Umganges gewürdiget zu werden. Von den innigsten Gefühlen der Dankbarkeit durchdrungen, für Lehre, Rath und Gewogenheit, die der edle Mann als ein wohlgesinnter väterlicher Freund bis an seinen zu frühen Tod mir freundlich geschenkt hat;

nenne ich seinen, durch ihn selbst der schönsten Unsterblichkeit übergebenen Namen.

Oft beklagte dieser, wie es seine älteste Urkunde des Menschengeschlechts und die Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (zwei Werke, denen kein ähnliches an die Seite zu setzen ist, und die noch lange als einzig dastehen werden —) beweisen, mit den geheimsten Gängen des Labyrinthes der Menschengeschichte vertraute Forscher und Weltweise: den gänzlichen Mangel einer Geschichte aller Religionen nach Völkern und Ländern. Nicht nur wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes an sich selbst wünschte er ihm eine gründliche Bearbeitung, sondern auch darum, weil er es für wahrscheinlich hielt, daß dadurch Vieles, wohl gar das Meiste von dem, was in der Geschichte der Menschheit, besonders der frühesten Zeiten, bis jetzt räthselhaft geblieben ist, verständlich und erklärbar werden möchte; indem sich ja bei allen Völkern die ersten Anfänge aller sogenannten Kultur,

aller Kunst und Wissenschaft auf das innigste mit der Religion verbunden, in und mit ihr entstanden und herangewachsen zeigen.

Durch eigenes Nachdenken und Forschen gänzlich davon überzeugt, entschloß ich mich, einen großen Theil meines Lebens dem Studium der allgemeinen Religionsgeschichte zu weihen, um, nach der möglichsten Vorbereitung, die Ausarbeitung eines solchen Werkes mit einiger Zuversicht unternehmen zu können. Damit soll und wird zur rechten Zeit verbunden werden: eine, von allen Hypothesen freie, kritische und pragmatische genealogische Geschichte jener Mythen und religiösen Systeme, welche über die Gränzen des Heimathlandes hinaus, von Land zu Land, von Volk zu Volke wandernd, die mannichfaltigsten Blüten und Früchte hervorgebracht haben.

Kaum hatte ich in dem, wegen Mangel an Theilnahme unter dem lesenden Publikum zu früh wieder geschlossenen, Asiatischen Magazin, Weimar 1802. 8., einige meiner

ersten Studien zur Indischen Mythologie und Religionsphilosophie bekannt gemacht: so wurde ich ganz ohne mein Zuthun veranlaßt, die Ausarbeitung des allgemeinen mythologischen Lexikons zu übernehmen. Ich that es mit Vergnügen und sah in der Aufforderung dazu einen nützlichen Beruf; weil ich bei dem, mir bis dahin schon hinreichend bekannt gewordenen entschiedenen Mangel an brauchbaren Vorarbeiten versichert seyn konnte: daß ein solches Repertorium zweckmäßig gewählter und kritisch gewürdigter Materialien anderen und mir selbst das Studium der allgemeinen Religionsgeschichte um Vieles erleichtern würde. Zu meinem Leidwesen und ganz wider meinen Willen, haben unüberwindliche, theils in den allgemeinen Ereignissen unserer verhängnißvollen Zeit, theils in den Schicksalen meines eigenen Lebens gegründete Hindernisse, die Vollendung desselben dergestalt unterbrochen und verzögert, daß der dritte Band erst im

Laufe des nächsten Jahres erscheinen kann und wird.

Als ich die beiden ersten Bände des mythologischen Lexikons herausgab, waren, außer Meiners, dem Geschichtschreiber der Religionen nach der natürlichen Folge ihrer wichtigsten Bestandtheile (um seine eigenen Worte zu brauchen), so viel mir bekannt ist, Simon, Stäudlin und Flügge die einzigen unter uns, welche von ihren Bemühungen im Studium der allgemeinen Religionsgeschichte von Zeit zu Zeit in zerstreuten Aufsätzen öffentliche Beweise an den Tag legten. Seitdem sind mehrere diesem Beispiele gefolgt, und wir haben in der neuesten Zeit kurz nach einander einige merkwürdige und wichtige Werke über Mythologie und Religion der alten Welt von Fr. Schlegel, Wagner, Kanne, Goerres u. A. erhalten. Eine angenehme Belohnung meiner Bemühungen war es, in allen diesen Werken Beweise zu finden, daß ihre Verfasser dasjenige, was in jenem Reper-

torium bis jetzt geleistet worden ist, nicht unbemerkt gelassen haben; es von einigen ausdrücklich anerkannt, ja selbst freundlich erwähnt zu sehen.

Dadurch, und durch die Gesellschaft solcher, nach gleichem Ziele strebenden, ehrenwerthen Kampfgenossen, zu neuem Eifer aufgeregt und ermuntert, versuche ich hiermit, nach langem Stillstande, die alte Laufbahn weiter zu verfolgen, zunächst durch Ausführung meines frühesten Entwurfs. Mit den besten Hoffnungen auf einige Theilnahme erscheint in diesem ersten Jahrgange eines mythologischen Taschenbuchs das erste Bändchen einer Geschichte aller Religionen nach Völkern und Ländern. Die entschiedene Vorliebe der Lesewelt für diese Form hat mich dieselbe um so lieber wählen lassen, da es bei der gegenwärtigen Lage des Buchhandels nicht wohl möglich seyn würde, in einer andern dem Werke die, nicht bloß als angenehme Zierde, sondern um größerer Deutlichkeit willen gewünschte, Aus-

stattung mit einer Anzahl guter Kupfer, zu verschaffen. Götterbilder, Tempel, Grabstätten und Denkmäler, Opfergeräthe, Kleidungen, musikalische Instrumente, heilige Symbole und Gebräuche, sollen die Gegenstände derselben ausmachen, so oft es möglich ist, gute und glaubwürdige Abbildungen davon aufzutreiben. Diese Form schien mir aber auch darum vortheilhaft, weil sie der historischen Darstellung das wohlthätige Bestreben auflegt, in einem einfachen, von dem Zwange gelehrten Ernstes so viel möglich freien Vortrag, jeder Klasse von Lesern eine angenehme Unterhaltung zu gewähren. Freuen wird es mich, wenn es der folgenden durch dasselbe entstandenen Probe, wie ich wünsche, gelingt, von dem Publikum als gleichen Beifalls würdig, dem in so vielen Händen befindlichen Zimmermannschen Taschenbuche der Reisen an die Seite gesetzt zu werden. Beide vermöchten sich dann zur Zufriedenheit der Leser gegenseitig zu ergänzen. Was in dem Taschenbuche der Reisen

nur leicht angedeutet werden konnte, oder gänzlich wegbleiben mußte, erhält in dem mythologischen eine vollständige Ausführung. Dieses dagegen kann wegen der Erläuterungen über Sitten und Gebräuche der Völker, deren es bedarf, um seine Darstellungen verständlicher zu machen, ein für allemal auf jenes verweisen. Um aber auch meiner Arbeit den Werth einer gründlichen, auf das strengste bewährten, historischen Untersuchung nicht zu rauben, besonders da sie nicht selten die erste über die behandelten Gegenstände seyn möchte: werden die beigefügten Anmerkungen nicht nur eine genaue Nachweisung der Quellen enthalten, sondern auch jedesmal anzeigen, wenn ich bei Benutzung derselben nicht unmittelbarer Einsicht, sondern nur der Angabe anderer folgen konnte.

Diese Arbeit beginnt mit den Urvölkern von Amerika, weil es mir scheint, der früher oder später einmal über die ganze Erde verbreitete sogenannte Naturdienst habe sich

bei ihnen in fast gänzlicher Reinheit erhalten. In diesem Fall wird eine treue, ungeschminkte Darstellung desselben bei allen und jeden Untersuchungen über allgemeine Religionsgeschichte jener zahlreichen Hypothesen überheben, durch welche gar Vieles nicht erklärt werden konnte, und auf welche sich, aller angewandten Mühe ungeachtet, noch kein haltbares Gebäude hat errichten lassen. Nur durch historische Forschung vermag ein solches unerschütterlich begründet zu werden, wenn der ursprüngliche Zustand des Menschen in der Wirklichkeit gefunden worden und es überall bei jedem Fortschreiten möglich ist, den Menschen aus dem Menschen selbst zu erklären. Dies erste Bändchen sollte noch die Religion der Mexikaner enthalten; aber wegen Mangel an Raum muß sie auf das nächste verschoben bleiben. Haben drei andere Abhandlungen: religiöse Ideen und Gebräuche der Caraiben; der Urvölker des südlichen Amerika, und Religion der Peruaner;

was von den übrigen Uramerikanern für unsern Zweck noch zu bemerken ist, vorgetragen; dann wird durch die Südsee der Uebergang nach Asien gemacht werden.

Zeigt sich nun in den folgenden Blättern der Naturdienst bei den Grönländern, nach verlorenem Cultus, in seinem Herabsinken: so steht er dagegen bei den Urvölkern des nördlichen Amerika in der schönsten Blüte eines fröhlichen Gedeihens vor uns, und offenbar bei weitem nicht so wild, wie man sich ihn gewöhnlich gedacht hat. Ich habe mich bemüht, bei dem großen Reichthum von Materialien, der sich meinen Nachforschungen darbot, keinen Zug zu übersehen, und hoffe, obgleich Vieles wegbleiben mußte, ein treues, vollständig ausgeführtes Charaktergemälde zu geben, welches, indem es weder verschönert, noch verstellt, jedem aufmerksamen Beschauer durch sich selbst lehren wird, was er davon zu halten hat. Daß dieser Naturdienst der Amerikaner eine große, oft wunderbar überraschende Aehnlich-

keit mit dem ersten des Menschengeschlechts auf dem ältern Continent hat, beweisen die unleugbaren Spuren der ihm eigenen Ideen und Gebräuche in allen Religionen des Alterthums. Noch wichtiger muß die Kenntniß desselben, besonders auch um der Analogie willen werden, wenn es sich, freilich im Widerspruch mit den zeitherigen Hypothesen und den chinesischen Geschichtsbüchern, ergeben sollte, daß die beiden merkwürdigen Religionen der Mexikaner und Peruaner ganz unabhängig von fremdem Einfluß, in einer natürlichen Entwickelungsfolge, deren Keime und Uebergänge die hier folgenden Darstellungen schon bei den alten Bewohnern von Florida und Louisiana zeigen, daraus erwachsen sind.

Doch ich lege mir die Pflicht auf, solche und ähnliche Ansichten und allgemeine Betrachtungen für jetzt noch zu unterdrücken, um sie meinen Lesern erst dann, wenn sie die hier begonnene Wanderung schon zu allen Völkern und Ländern von Amerika und noch weiter mit

mir gemacht haben, in eigenen, meiner Arbeit von Zeit zu Zeit deswegen beigefügten, Abhandlungen mitzutheilen. Findet es eine hinreichende Anzahl derselben erfreulich, diese Wanderung unter meiner Anleitung fortzusetzen: so sollen, um sie früher vollenden zu können, jährlich zwei Abtheilungen dieses Werkes erscheinen.

Weimar, den 25sten August 1810.

Majer.

Inhalt.

Seite.

Die religiösen Ideen der Grönländer . 1.
Vorstellungen von höheren Geistern . . . . . 3.
Sie haben keinen Cultus . . . . 10.
Traditionen und Mährchen . . . . 13.
Meinungen von der menschlichen Seele . . . . 22.
Todtengebräuche . . . . 27.
Von ihren Zauberern und Aerzten . . . . . . 34.
Die Esquimaux haben dieselben religiösen Ideen, wie die Grönländer . . . . 45.
Religiöse Ideen und Gebräuche der Urvölker des nördlichen Amerika . . . . 53.
Von den unsichtbaren Mächten und Geistern, welche Gegenstände der Verehrung sind . . . 55.
Heilige Gebäude . . . . 70.
Gebete und Büßungen . . . . 83.
Von den Opfern, Feierlichkeiten und Festen . . 91.

Meinungen von den Seelen der Menschen und Thiere. Vom Lande der Seelen . . . . . . 121.
Achtung vor den Träumen. Traumfest . . . 138.
Ansicht des Todes. Leichengebräuche. Todtendienst . . . . 157.
Zauberer. Seher. Priester. Geheime Gesellschaften . . . . 205.
Traditionen und Mährchen . . . . 239.

Verzeichniß der Kupfer.

I. Kiwasa. Zur Seite 67.

Dieterichs von Bry Amerika. Th. I. Taf. XXI. *Bern. Picart* in den Coutumes et Cérémonies de tous les peuples du monde. Amst. 1723. fol. Vol. I. p. 112.

Nach der Originalzeichnung des Johann With's, eines Begleiters des W. Raleigh im J. 1585.

II. Opfer der männlichen Erstgeburt in Florida. S. 94.

Diet. von Bry Th. II. Taf. XXXIV. *Picart* I. p. 128. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVI. Taf. 23.

Nach der Originalzeichnung des Jacob le Moyne, genannt Morges, eines Gefährten des Laudonniere im J. 1564.

III. 1) Heilige Tabacspfeifen. S. 95.

2) Musikalische Klappern. S. 119.

Lafitau moeurs des Sauvages Américains. Par. 1724. 4. T. II. Pl. 15. p. 314. T. I. Pl. 8. p. 212.

IV. Sonnenopfer in Florida. S. 111.

Diet. von Bry Th. II. Taf. XXXV. *Picart* I. p. 128. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVI. Taf. 20.

Nach Jacob le Moyne.

V. Religionstanz in Virginien. S. 118.

Diet. von Bry I. Taf. XVIII. *Lafitau* II. Pl. 6. p. 136.

Nach Johann With.

VI. Ein in seiner Cabane ausgesetzter Todter. S. 167.
Picart I. p. 98.

VII. Begräbniß und Todtenfeier. S. 173 u. f. 178.
Lafitau II. Pl. 20. p. 417.

VIII. Bilderschrift. S. 175.
Lafitau II. Pl. 3. p. 43.
Erklärung. Ein Mann, Namens Zweifeder a) b), vom Stamme des Kranichs c), und von dem Geschlechte des Stiers d), in Begleitung von funfzehn Kriegern e) h), machte einen Gefangenen f) und hieb drei Köpfe ab g). Dies geschah in dem sechsten Kriegszug, den er gemacht hat i) k), und im vierten, worin er Anführer der Parthei war l).

IX. Das Seelenfest. S. 186 u. f.
Lafitau II. Pl. 22. p. 456.

X. Wittwen auf den Gräbern ihrer Männer. S. 198. 199.
Diet. von Bry II. Taf. XIX. *Picart* I. p. 132.
Allgem. Hist. der Reisen. Bd. XVI. Taf. 21.
Nach le Moyne.

XI. Zauberer in Virginien. S. 207.
Diet. von Bry I. Taf. XI. *Picart* I. p. 114.
Nach J. With.

XII. Priester in Virginien. S. 232.
Diet von Bry I. Taf. V. *Picart* I. p. 114.
Nach J. With.

Die religiösen Ideen der Grönländer.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die religiösen Ideen der Grönländer.

Vorstellungen von höheren Geistern.

Indem die Grönländer überzeugt sind, daß den Körper des Menschen eine dem Wesen nach von ihm verschiedene Seele bewohnt: so machen sie davon einen Schluß auf die ganze sie umgebende Natur, und wähnen, alle die verschiedenen Bestandtheile, Erscheinungen und Hervorbringungen derselben wür=

den, gleich dem menschlichen Körper, von einem geistigen Besitzer beherrscht. Die ganze Familie derselben nennen sie Innuet, d. i. die Beherrscher, und glauben, daß sie es sind, welche die Veränderungen in der Natur veranlassen. Malina und Anninga, die Beherrscher der Sonne und des Mondes, waren vorher Menschenseelen; die der übrigen Himmelskörper zum Theil auch Thierseelen. Durch besondere Schicksale wurden sie an den Himmel versetzt. Die Verschiedenheit der Nahrung verursacht, daß die einen röther, die anderen bleicher glänzen. Die Wandelsterne sind Frauen, die sich zuweilen gegenseitig besuchen, oder mit einander zanken; daher kommt es, daß man zu gewissen Zeiten mehrere beisammen erblickt.

Die Luft hat verschiedene Beherrscher. Einer derselben wird durch unschickliche Handlungen erzürnt, und heißt Innerterrirsok, d. i. der Verbieter, weil er den Leuten durch die Angekuten oder großen und weisen Männer sagen läßt, was sie unterlassen sollen, um glücklich zu werden. Ein anderer, Erloersortok, ist ma-

ger, finster und grausam. Er lauert den abgeschiedenen Seelen auf, die hinaufwärts fahren, um ihnen die Eingeweide auszureißen, die er verzehrt. Die Meergeister werden Kongeusetokit genannt. Sie haschen die Füchse, und verzehren sie, wenn sie am Seestrande Fische fangen wollen. Auch jede Quelle hat ihren Innua, und manche derselben sind feindseliger Natur. Wird eine neue Quelle gefunden, so muß ein Weiser, oder der älteste Mann zuerst davon trinken, um sie von der Einwirkung des bösen Geistes, der sie bewohnen könnte, zu befreien. Auf den Eisfeldern wohnt der mächtige Sillagiksartok. Er veranlaßt die Winde und gute Witterung. Die Feuergeister, Ingnersoit, hausen in den Klippen am Seestrande, und erscheinen häufig in Gestalt der Irrlichter. Sie waren die Bewohner der Erde vor der großen Flut, wurden, als sie ins Wasser versank, in Flammen verwandelt, und nahmen ihre Zuflucht in die Felsen. Sie rauben zuweilen Menschen vom Strande hinweg, um Gesellschafter zu ha-

ben, und erzeigen ihnen viel Gutes. Von den Berggeistern sind einige, die Tunnersoit, sehr groß, und wohl sechs Ellen; andere, die Innuarolit, klein, und nur eine halbe Elle lang. Diese besitzen eine außerordentliche Geschicklichkeit, und sollen die Europäer ihre Künste gelehrt haben. Die Kriegsgeister, Erkiglit, wohnen nur auf der Ostseite des Landes, sind grausame Menschenfeinde, und ihr Gesicht gleicht einem Hundskopfe. Selbst in den Nahrungsmitteln der Menschen wohnen eigene Geister, die Nerrim-Innuet, d. i. Inhaber der Speisen. Wenn zuweilen der Genuß derselben, insbesondere den Weibern, die kleine Kinder haben, oder in der Trauer sind, schädlich wird: so haben diese Geister sie angereizt, gegen die herkömmlichen Enthaltungsregeln davon zu essen.

Alle und jede dieser herrschenden Geister lassen sich von einzelnen Menschen durch gewisse Mittel dahin bringen, ihnen besondere Schutzgeister zu werden. Ein solcher Schutzgeist (Spiritus familiaris) heißt Torngak. Alle

und jede derselben stehen, wenn wir den Berichten der Grönländer keine falsche Deutung unterschieben, als solche, unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, genannt Torngarseak oder Torngarsuk, d. i. wörtlich: der große Geist, oder besser: der große Schutzgeist. Man hält ihn zwar nicht für den Urheber der Dinge, legt ihm aber übernatürliche Kräfte und Eigenschaften bei. Er ist der Vertraute der Angekuten oder großen Weisen, die sich zu ihm in seine unterirdische Wohnung begeben, um sich mit ihm über Krankheiten und deren Heilung, über gutes Wetter, guten Fischfang und dergleichen zu besprechen, und von ihm belehren zu lassen. Nach dem Tode wünscht man zu ihm zu kommen, und des Ueberflusses, der in seiner Wohnung herrscht, mit zu genießen.

Ein anderer mächtiger Geist, aber böser und mißgünstiger Natur, ist eine Göttin ohne Namen, die Frau oder Mutter des Torngarsuk. Man hält sie für eine Tochter des starken Angekoks, welcher einst das Eiland

Disko vom festen Lande abgerissen, und wohl hundert Meilen weit gegen Norden geschoben haben soll. Sie wollte sich nicht dazu verstehen, den Mann zu nehmen, den sie nach seinem Willen haben sollte. Da warf er sie in das Meer, und seitdem lebt sie unter demselben in einer großen Wohnung, über die man nicht mit dem Bogen hinschießen kann. Sie hat über alle Seethiere zu gebieten, und vermag durch ihre Kraft sie bei sich gefangen zu halten. Die Seevögel schwimmen in dem unter ihrer Lampe stehenden Thrangefäße herum. Ihre Thür wird von aufrecht stehenden, sehr bißigen Seehunden bewacht; zuweilen auch von einem starken Hunde, der nie länger schläft, als einen Augenblick, und daher nur äußerst selten überrascht werden kann. Bei grossem Mangel auf der See vermuthet man, diese böse Göttin habe durch ihre Kraft alle Seebewohner um sich versammelt, und man läßt einen Angekok in ihre Wohnung reisen, um sie wieder zu befreien.

Außer diesen beiden großen Geistern, der feindseligen Frau im Meeresgrunde und des mächtigsten unter den vertrauten Schutzgeistern, erwähnen sie noch eines höheren Wesens. Sie nennen es Pirksoma, und scheinen es auch mit dem Namen Silla zu bezeichnen. Es wird für mächtiger gehalten, als Torngarsuk. Wenn bei Vernichtung des Erdklumpens alle Menschen gestorben sind, wird es die Leichname anblasen, und sie werden wieder aufleben. Man nennt es, indem man dabei auf den Himmel zeigt: den dort oben; hält es für ganz unbegreiflich, und weiß sich keine Vorstellung davon zu machen. Da das Wort Silla auch Luft oder Himmel bezeichnen soll: so scheint man damit den vermuthlichen Wohnsitz desselben anzudeuten. Dieses Wesen ist auf die Menschen wegen ihrer Handlungen gnädig oder ungnädig. Fragt man die Grönländer, warum sie dieses oder jenes nicht thun? so erhält man zur Antwort: Sillab tekkoa, Silla sieht es; oder: Sillab kingarseisoanga, Silla möchte auf mich zornig werden. Sie

nennen es auch: Sillam Innua, d. i. Inhaber der Luft oder des Himmels, und Sillarsoak, d. i. der große Silla, und verstehen also ein Wesen darunter, welches, indem es, der Luft gleich, Alles umgiebt, auf die Werke und Handlungen der Menschen achtet, und sie belohnt oder bestraft.

Sie haben keinen Cultus.

Keinem dieser höheren Wesen wird eine religiöse Verehrung gewiedmet, selbst dem Torngarsuk nicht, obgleich er den Menschen so überaus viel Gutes erzeigt. Sie meinen, er wäre seiner Natur nach schon so gütig und wohlthätig, daß man nicht nöthig habe, ihn durch Opfer und Gaben zu gewinnen oder zu versöhnen. Wahrscheinlich haben ihre Voraltern in besseren Zeiten und einem wirthlicheren Lande ihren religiösen Meinungen angemessene gottesdienstliche

Gebräuche gehabt. Noch ist es gewöhnlich, zuweilen ein Stück Speck oder allerlei Felle, insbesondere aber ein Stück Fleisch von dem ersten bei einer Jagd geschossenen Rennthier, neben einen großen Stein hinzulegen. Sie thun es, wie sie sagen, weil es ihre Voraltern auch so gemacht hätten, damit sie bei ihren Jagden und beim Fischfange glücklich seyn möchten. Eben so, wie dieser Gebrauch zu beweisen scheint, daß man in den alten Zeiten den Herrschern der Natur förmliche Opfer brachte; muß man auch mit Grunde vermuthen, das Sonnenfest, das einzige, welches sie außer den gewöhnlichen Tanzversammlungen zu begehen pflegen, sey vormals eine religiöse Feierlichkeit gewesen. Heut zu Tage ist es nur eine Lustbarkeit, die sie jährlich bei der Winter-Sonnen-Wende, etwa den zwei und zwanzigsten Dezember, anstellen, um sich der Rückkehr der Sonne und des guten Fangwetters zu erfreuen. Sie kommen hier und dort in großen Gesellschaften zusammen, und bewirthen sich gegenseitig, so gut sie nur können. Nach der Mahlzeit folgen

Musik und Tanz. Ihr einziges Instrument ist eine unvollkommene Trommel. Sie besteht aus einem zwei Finger dicken, ein wenig ovalen, und im Durchmesser anderthalb Schuh breiten Reif, der auf der einen Seite mit einem dünnen Fell oder Wallfischzungenhaut überzogen, und mit einer Handhabe versehen ist. Der Tänzer tritt in die Mitte des, von der Gesellschaft um ihn gebildeten Kreises, und während er mit einem Stäbchen auf den unteren Rand des Instrumentes schlägt, welches er in der linken Hand hält, hüpft er bei jedem Schlage ein wenig in die Höhe, doch ohne seine Stelle zu verlassen. Dabei bemüht er sich, seine Affekten durch allerlei wunderbare, mehr und weniger heftige oder langsame Bewegungen auszudrücken, und dieses alles nach dem Vierviertel-takt, dergestalt, daß auf jedes Viertel zwei Schläge kommen. Zugleich beginnt er einen Gesang von Jagd und Seehundfang und dergleichen Geschäften, von den rühmlichen Thaten der Vorfahren, und von der Freude über die Rückkehr der Sonne. Die Zuschauer beantworten einen jeden Vers mit

einem mehrmals wiederholten: Amna ajah ahhu! auf folgende Weise:

Die Sonne kehrt zu uns zurück,
Amna ajah-ajah-ah-hu!
Und bringet uns gut Wetter mit,
Amna ajah-ajah-ah-hu!

Hat sich einer müde gesungen und gesprungen, so verläßt er seinen Platz, und ein anderer begiebt sich in den Kreis. Bei diesem Tanze und anderen damit abwechselnden Vergnügungen, als Ballspiel, Faustkämpfen und Tänzen der jungen Mädchen, durchschwärmen sie die ganze Nacht, ja mehrere Nächte nach einander.

Traditionen und Mährchen.

Die Innuet aller himmlischen Körper wohnten vormals in Grönländern oder Thieren. Mancherlei besondere Zufälle veranlaßten sie, in den Himmel zu fahren, wo sie nun, nach Ver-

schiedenheit ihrer Nahrung, mehr oder weniger feurig glänzen. Die Sonne, Malina oder Ajut, und der Mond, Anninga, Anningait oder Anningasina, waren Geschwister und wohnten an der Diskobucht. Anninga verliebte sich in seine sehr schöne Schwester, weil er es aber nicht wagen durfte, ihr seine sträfliche Leidenschaft zu entdecken, so nahm er seine Zuflucht zur List. Sie pflegten zuweilen mit andern Jünglingen und Mädchen in einem Hause von Schnee, dergleichen sich nach Landessitte die jungen Leute im Winter zu ihrem Vergnügen verfertigen, zusammen zu kommen, und allerlei Scherz zu treiben. Da löschte er gewöhnlich die Lichter aus, um sie unerkannt liebkosen zu können; was sie aber nicht zugeben wollte. Um endlich zu erfahren, wer der ihr unbekannte Verfolger wäre, bestrich sie einst ihre Hände mit Lampenruß, und als er sich ihr abermals näherte, fuhr sie ihm damit über das Gesicht und die Kleider. Nun lief sie hinaus, um ein Stückchen Moos anzuzünden; der Bruder that dasselbe,

aber sein Feuer löschte sogleich wieder aus. Er begann aufs neue, sie um das Haus herum zu jagen, und weil er nicht aufhörte, hinter ihr her zu laufen, so schwang sie sich endlich, durch eine höhere Macht unterstützt, oder gewaltsam fortgezogen, in die Luft hinauf und wurde zur Sonne. Anninga fuhr ihr nach und wurde zum Monde. Sie kam höher hinauf als der Mond. Dessen ungeachtet läuft er noch täglich hinter ihr her, in der Hoffnung, sie endlich einmal zu erhaschen. Er wirft nicht so viel Licht von sich wie die Sonne, weil sein Moosfeuer verlöschte; doch glimmt es noch fort, und darum erblickt man ihn zuweilen so roth wie eine glühende Kohle. Die Flecken des Mondes sind die Spuren von den Händen seiner Schwester auf seinem schönen weißen Rennthierpelze. Er wohnt in einem Hause gegen Westen, die Sonne dagegen hat ihre Wohnung in dem östlichen Theile der Welt. Weil der Mond der Erde weit näher ist, als die Sonne, so muß er auch seinen Unterhalt auf derselben suchen. Ist er, jedesmal zur Zeit

des letzten Viertels, müde und hungrig: dann fährt er auf einem, mit vier großen Hunden bespannten, Schlitten herab auf den Seehundfang. Er beschäftigt sich einige Tage damit, und von dem Genuße seiner Ausbeute wird er so fett, wie er im Vollmonde wieder erscheint. Er freut sich an dem Tode der Weiber, der Sonne dagegen macht es Vergnügen, wenn die Männer sterben. Es pflegen daher jene bei Verfinsterungen des Mondes und diese bei Sonnenfinsternissen nicht auszugehen. Auch die weibliche Tugend ist seinen Nachstellungen ausgesetzt, und öfters wird ihm die Schuld beigelegt, wenn junge Mädchen die Ehre ihrer Familie beflecken. Darum verargt man es ihnen auch, wenn sie ihn lange ansehen. Am gefährlichsten ist er bei Finsternissen. Dann wandert er in den Häusern herum, nicht nur um Speise und Felle zu rauben, sondern auch um den Menschen Schaden zuzufügen. Daher verstecken sie während derselben ihr Hausgeräthe und die Männer tragen Kästen und Kessel auf die Dächer, und schlagen mit solcher Heftigkeit dar-

auf, bis der Mond endlich, durch dieses Getöse in Furcht gesetzt, wieder an seinen Ort geht. Bei Sonnenfinsternissen fassen die Weiber die Hunde und kneifen sie in die Ohren. Schreien sie darüber, so ist dies ein Beweis, daß das Ende der Dinge noch nicht gekommen ist; denn weil die Hunde früher entstanden sind als die Menschen, so wird bei ihnen auch ein lebhafteres Gefühl von den zukünftigen Dingen, wenigstens ein früheres der nächsten Ereignisse, vermuthet. Würden sie einmal nicht mehr schreien, so wäre das Ende der Welt nahe.

Einigen Sternen haben sie Namen gegeben. So heißen sie die Venus den Geleitsmann der Sonne; die drei im Gürtel des Orion: die Zerstreuten, Siektut; denn sie waren vormals Menschen, welche, als sie sich bei einer Reise auf den Robbenfang verirrten und ihr Land nicht wieder finden konnten, in den Himmel aufgenommen wurden. Das Sternbild des Stiers, nach welchem sie die Zeit der Nacht abzumessen pflegen, nennen sie Kellukturset, d. h. ei=

nige Hunde, die einen Bär zwischen sich haben und bellen. Zwei Sterne desselben heißen besonders: Iversuk, zwei Männer, die nach grönländischer Weise dastehen und gegen einander singen; den Aldebaran aber, oder das Stierauge, nennt man Nenneroak, das Licht, welches vor zwei solchen Leuten, die gegen einander singen, leuchtet. Das Nordlicht bilden die Seelen der Verstorbenen, die am Himmel tanzen und mit dem Schädel eines Wallrosses Ball spielen.

Die Erde ruht auf Stützen, die nun vor Alter schon so morsch sind, daß sie zuweilen krachen. Schon längst würden sie eingestürzt seyn, wenn nicht die Angekuten beständig daran ausbesserten, die zum Beweise ihres Fleißes zuweilen ein Stückchen faules Holz mitbringen. Der Himmel ruhet auf einem hohen spitzigen Berge im Norden und dreht sich an demselben herum, oder auch, wie die Erde, auf Stützen, die sich in den vier Weltgegenden befinden. Die Seelen der Verstorbenen wohnen in demselben unter Zel-

ten, an einem mit Dämmen umzogenen See. Wächst das Wasser desselben dergestalt an, daß es überläuft: so fällt es auf die Erde herab und wird, bis es dieselbe erreicht, zum Regen. Würden die Dämme einmal durchbrochen, so fiele der ganze Himmel ein. Der Schnee ist das Blut der Todten, weil er gleichsam roth wird, wenn man ihn im Munde hält. Die Gewitter werden durch zwei Weiber verursacht, welche ein kleines Haus in der Luft bewohnen. Sie zanken und schlagen sich um eine große getrocknete Robbenhaut. So oft sie auf diese Haut treffen, entsteht der Schall des Donners, auch stürzt jedesmal bei einem solchen Streite das kleine Haus ein, die Lampen werden zerbrochen und das Feuer aus denselben und die Stücke des Hauses fallen auf die Erde herab. Daher der Bliz.

Der erste Mensch, Kallak war sein Name, kam aus der Erde. Manche halten ihn gar für den Urheber der Dinge. Seine Frau soll aus seinem Daumen entstanden seyn und von diesem Paar stammen alle Menschen ab; Andere berich-

ten: er habe mit einem kleinen Erdhügel eine Frau und mit dieser Nachkommen erzeugt. Den Tod brachte das Weib in die Welt, indem sie sagte: laß diese sterben, damit die Nachfolgenden Platz finden. Andere meinen: zwei der ersten Menschen hätten einen langen Streit mit einander gehabt, indem der eine sagte: laß den Tag bestehen, laß die Nacht bestehen und die Menschen sterben! Der Andere aber: laß bloß die Nacht bestehen, damit kein Tag mehr sey, und die Menschen leben! Der erstere behielt endlich Recht, und seitdem geschieht, was er gesagt hatte.

Die Erde ist einmal ins Meer gesunken oder wie ein Kahn umgeschlagen. Da mußten alle Menschen ertrinken, bis auf einen einzigen; einige aber wurden zu Feuergeistern. Zum Beweis für eine solche allgemeine Ueberschwemmung der Erde führen sie allerlei Ueberbleibsel von Fischen, unter andern die Wallfischknochen und die vielen Muschelschalen an, die man weit im Lande, ja auf einem hohen Berge findet. Der einzige übrig gebliebene Mensch schlug mit einem

Stocke auf die wieder trockene Erde, da kam eine Frau heraus, mit derselben hat er die Erde aufs neue bevölkert.

Die Fremden stammen von einigen Hunden ab, die einst eine Grönländerin geboren hat. Sie legte sie in einen alten Schuh und brachte ihn aufs Meer mit den Worten: Gehet fort und werdet zu Kablunäten, d. i. zu Fremden. Deswegen leben nun die Kablunäten, wie sie sagen, beständig auf dem Meere und ihre Schiffe sind gestaltet wie die Schuhe der Grönländer, nämlich vorn und hinten rund.

Die Fische und übrigen Seethiere sind aus den Spänen eines Baumes entstanden, die ein alter Mann abgehauen, mit seinem Schweiße bestrichen und ins Wasser geworfen hatte; der erste Haifisch war vorher ein Tuch, welches, als eine Frau sich die Haare damit abtrocknete, vom Winde hinweggeführt und in diesen Fisch verwandelt wurde. Auch erzählen sie von einem sehr großen Manne in den alten Zeiten, der hatte an seinem Kinne statt des Barthaares, allerlei Stau-

dengewächse. Er lebte so lange, daß der Gräber seiner verstorbenen Weiber, die er nach einander gehabt hatte, so viele wurden, daß man nicht mit einem Steine darüber hinwerfen konnte.

Meinungen von der menschlichen Seele.

Die menschliche Seele, Tarngek, ist ein von dem Leibe verschiedenes Wesen, denn sie kann sich eine Zeitlang aus demselben verlieren; dessen ungeachtet aber nicht unkörperlich, indem sie abnehmen und zunehmen, zertheilt werden, ein Stück verlieren und dieses wieder hergestellt werden kann. Es ist möglich bei einer weiten Reise, die Seele zu Hause zu lassen und dennoch immer gesund und frisch zu bleiben. Diese sonderbaren Vorstellungen sind wahrscheinlich durch die Sehnsucht nach der Heimath, das Heimweh, und dadurch hervorgebracht worden, daß bei gewissen Krankheiten die Kräfte der Seele geschwächt er=

scheinen, oder gar auf einige Zeit unterdrückt sind. Andere sind durch die Träume, die bei ihnen, wie bei allen Naturmenschen sehr häufig und lebhaft und zuweilen gar wundersam und unbegreiflich sind, auf die Meinung gebracht worden, jeder Mensch habe zwei Seelen, den Schatten und den Athem. Ohne diese könne er nicht fortleben, jene verlasse gewöhnlich in der Nacht den Leib und begebe sich auf die Jagd, zum Tanze, zum Besuch; kurz zu jenen Beschäftigungen, oder Vergnügungen, die uns in den Träumen erscheinen. Durch Hülfe der Angekuten kann eine beschädigte Seele ausgebessert und wieder vervollständiget, eine verlorne zurückgebracht und eine kranke mit einer gesunden von einem Thiere oder einem Kinde verwechselt werden. Man glaubt also an die Möglichkeit der Seelenwanderung und manche hülflose Wittwe erregt die Mildthätigkeit eines wohlhabenden Mannes, durch die Versicherung: die Seele ihres verstorbenen Kindes sey in den Sohn desselben, oder die seines verstorbenen Kindes in das ihrige gefahren. Noch andere ste-

hen in der Meinung: die Seele wäre ein von dem Leibe und von aller gröberen Materie gänzlich geschiedenes, beinahe ganz geistiges, doch sichtbares Wesen, welches, weil der Leib in der Erde in Fäulniß und Verwesung übergeht, unabhängig davon, von einer andern als leiblichen Nahrung, fortlebt. Die Angekuten, welche, wie sie vorgeben, öftere Reisen in das Reich der Seelen machen, behaupten, sie wären bleich und weich und wenn man sie anfassen wolle, fühle man nichts, weil sie kein Fleisch und Bein und keine Sehnen hätten.

Ueberhaupt glauben sie alle an die Fortdauer der Seele nach dem Tode, über den nachherigen Zustand derselben aber sind die Meinungen sehr getheilt. Einige, angezogen von dem reinen Glanze der Himmelskörper, suchen die glückseligen Gegenden des jenseitigen Lebens in dem obersten Himmel, über dem Regenbogen. Die Fahrt dahin wird für so leicht und schnell gehalten, daß die Seele noch am Abend ihres Abscheidens von dem Körper, bei dem Mond in

seinem Hause, dessen Bänke für sie mit den Fellen junger weißer Bären bedeckt sind, ausruhen und hernach im Nordschein mit den übrigen Seelen, die um den oben erwähnten, an Fischen und Vögeln reichen See, in Zelten wohnen, tanzen und Ball spielen kann. Dieser Zustand dauert aber, nach der Meinung der Verständigsten, nur eine gewisse Zeit, nach deren Verlauf wird die Seele in die stillen Wohnungen versetzt, und worinne dort ihre Beschäftigung oder Nahrung besteht, kann man nicht wissen. Ihnen ist es auch wahrscheinlich, daß die faulen und untauglichen Leute in einen unangenehmen Ort kommen, tief unter der Erde gelegen, wo Licht und Wärme fehlen, Schrecken und Angst aber herrschen. Von denen, die am Tage einer Sonnenfinsterniß sterben, glaubt man, sie kämen in das Haus der Sonne.

Andere meinen, im Himmel wären keine Seehunde und Rennthiere, auch hätten die Seelen daselbst, weil er sich unaufhörlich bewege, keine Ruhe. Sie suchen daher das schönere Land,

welches man nach dem Tode erreicht, unter der Erde oder noch lieber unter dem Meere, weil sie ihre meiste und beste Nahrung aus dem Schoose desselben erhalten, und die tiefen Löcher und Höhlen in den Felsen scheinen ihnen die Eingänge dazu. Dort wohnt Torngarsuk mit seiner Mutter oder Schwester; dort ist ein beständiger Sommer und warmer Sonnenschein, keine Nacht, treffliches Wasser, ein Ueberfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Rennthieren. Alle lassen sich ohne große Mühe fangen, oder man findet sie wohl gar schon in einem großen Kessel kochend. Es werden aber nur diejenigen dahin kommen, die sich in dem irdischen Leben ausgezeichnet haben, durch Thätigkeit und Geschicklichkeit beim Wallfisch- und Seehund-Fang, die mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen hatten, die ihr Leben im Meere oder über der Geburt verloren haben. Der Weg nach diesem Wohnsitze des Vergnügens geht über einen rauhen Felsen, an demselben müssen die abgeschiedenen Seelen fünf Tage lang und länger hinabrutschen und er ist

davon ganz blutig. Zu beklagen sind diejenigen, welche diese beschwerliche Reise im kalten Winter oder bei stürmischem Wetter machen müssen, weil sie dabei leicht zu Schaden kommen können. Dieses Verunglücken wird der andere Tod genannt. Wer ihn erleidet, wird so gänzlich vernichtet, daß nichts mehr von ihm übrig bleibt; darum halten sie ihn für das furchtbarste unter allen denkbaren Uebeln. Damit die Seele eines Abgeschiedenen auf dieser gefahrvollen Reise nicht beunruhiget werde oder verunglücke, müssen, nach einem alten Herkommen, die Hinterbliebenen sich einige, meistens fünf Tage, lang gewisser Speisen und aller geräuschvollen Arbeiten, den nöthigen Fischfang ausgenommen, enthalten.

Todtengebräuche.

Wenn es mit Einem zum Sterben kommt, werden ihm seine besten Kleider und Stiefeln ange-

zogen, und sobald er todt ist, wirft man seine Sachen zum Hause hinaus, um nicht dadurch verunreiniget oder gar unglücklich zu werden. Auch alle andere im Hause befindliche Sachen werden hinausgebracht und mehrere Stunden der Luft ausgesetzt, damit der Todtengeruch sie verläßt. Hierauf klagen die Hinterbliebenen etwa eine Stunde lang in der Stille, und sodann werden die nöthigen Anstalten zum Begräbniß getroffen. Das Grab wird von Steinen gemacht, gewöhnlich an einem abgelegenen Ort auf einem Hügel oder Berge. Auf dem Boden wird es mit Moos belegt und darüber ein Fell gebreitet. Den Leichnam bringt man nicht durch die gewöhnliche Thür hinaus, sondern im Winterhause durchs Fenster, im Sommerzelte durch eine deswegen gemachte Oefnung. Während dem und hinter drein schwingt eine Frau einen brennenden Holzspahn hin und her, und spricht: Man wird ihn nicht mehr hier finden! Eingewickelt und eingenähet in seine besten Seehund- oder Rennthierfelle, wird er von einem der nächsten Anverwandten auf dem

Rücken zum Grabe getragen, auch wohl hingeschleppt, in sitzender Stellung hineingebracht und mit einem Fell, zuweilen noch ein wenig Rasen zugedeckt. Oben darauf legt man einige große breite Steine, damit die Füchse und Vögel nicht dazu kommen können; neben das Grab aber des Verstorbenen Kajak, (Kahn) Pfeile und tägliches Werkzeug; bei einer Frau ihre Messer und Nähgeräthe. Nach einiger Meinung geschieht es, theils um sich durch den Gebrauch dieser Sachen nicht zu verunreinigen, theils um durch den öfteren Anblick derselben nicht zu unmäßiger Betrübniß gereizt zu werden, weil man dieses der abgeschiedenen Seele nachtheilig hält; nach Anderen, damit die Verstorbenen sich dieser Werkzeuge auch in dem jenseitigen Leben zu Befriedigung ihrer Bedürfnisse bedienen können. Kleinen Kindern legt man einen Hundskopf auf das Grab, damit die Seele des Hundes, die geschickt ist überall die Heimath zu finden, dem unverständigen Kinde den Weg ins Land der Seelen zeigt. Kleine säugende Kinder, die noch an keine andere Nahrung als die

Muttermilch gewöhnt sind, werden, wenn ihre Mütter sterben, und Niemand da ist, sie zu pflegen, mit ihnen begraben, zum größten Schmerz des unglücklichen Vaters, besonders wenn es ein Sohn ist. Auch alte und kranke Wittwen, deren Wartung und Verpflegung ihren Verwandten zu schwer fallen würde, pflegt man lebendig zu begraben. Man hält dies nicht für grausam, sondern glaubt ihnen eine Wohlthat zu erzeigen, indem man ihnen Noth und Schmerzen eines hülflosen Krankenlagers, sich selbst aber Kummer, Betrübniß und Mitleiden erspart.

Wer einen Leichnam berührt, vorzüglich derjenige, der ihn zu Grabe getragen hat, ist mehrere Tage lang unrein und verpflichtet, sich gewisser Beschäftigungen und Speisen zu enthalten. In geringerem Grade thun es auch alle übrige Verwandte und Hausgenossen, theils um sich selbst vor Unfällen zu bewahren, theils um der abgeschiedenen Seele ihre Reise nicht zu erschweren.

Nach Bestattung des Leichnams begeben sich alle, die dabei gegenwärtig waren, wieder in das

Sterbehaus. Daselbst setzen sie sich schweigend nieder, die Männer stützen die Arme auf die Kniee und legen den Kopf zwischen die Hände; die Weiber legen sich aufs Angesicht, und alle weinen und schluchzen. Endlich erhebt der Vater oder Sohn oder der nächste Verwandte des Begrabenen seine Stimme und hält, laut heulend, die Klagrede. In derselben werden alle gute Eigenschaften des Verstorbenen aufgezählt, und nach jedem Absatze fällt die Versammlung mit einem lauten Weinen und Heulen ein. Folgendes ist die Klagrede eines Vaters auf seinen Sohn:

„Wehe mir, daß ich deinen Sitz ansehen soll, der nun leer ist! Deine Mutter bemüht sich vergebens, dir die Kleider zu trocknen. Siehe, meine Freude ist ins Finstere gegangen und in den Berg verkrochen. Ehedem gieng ich des Abends aus und freute mich; ich streckte meine Augen aus, und wartete auf dein Kommen. Siehe, du kamst, muthig kamst du angerudert mit Jungen und Alten. Du kamst nie leer von der See, dein Kajak war stets mit Seehunden oder Vögeln

beladen. Deine Mutter machte Feuer und kochte. Von dem Gekochten, das du erworben hattest, ließ deine Mutter den übrigen Leuten vorlegen, und ich nahm mir auch ein Stück. Du sahest der Schaluppe rothen Wimpel von weitem, und riefest: da kommt der Kaufmann! Du liefst an den Strand und hieltest der Schaluppe Vorder-Staven. Dann brachtest du deine Seehunde hervor, von welchen deine Mutter den Speck abflenzte, und dafür bekamst du Hemden und Pfeileisen. Aber das ist nun aus. Wenn ich an dich denke, so brauset mein Eingeweide. Ach, daß ich weinen könnte, wie ihr Anderen! so könnte ich doch meinen Schmerz lindern. Was soll ich mir wünschen? der Tod ist mir nun annehmlich worden. Doch, wer soll meine Frau und übrigen kleinen Kinder versorgen? Ich will noch eine Zeitlang leben: aber meine Freude soll in beständiger Enthaltung von allem bestehen, was den Menschen sonst lieb ist" u. s. w.

Nach der Klagrede setzen die Weiber das Weinen und Heulen noch eine Weile fort, doch machen

sie nach kleinen Zwischenräumen eine Pause, und die eigentliche Leidträgerin sagt einige Worte dazwischen; die Männer aber schluchzen nur. Der vollbrachten Klage folgt das Leichenmahl. Alle von dem Verstorbenen hinterlassene Eßwaaren werden auf den Boden gelegt, und von den leidtragenden Gästen verzehrt. Können sie dieselben auf einmal nicht bezwingen, so wiederholt man es täglich, bis nichts mehr übrig ist.

Die Trauergebräuche bestehen darin, daß die Männer sich zum Zeichen ihres nagenden Schmerzes von Zeit zu Zeit selbst verwunden, die Weiber aber Veränderungen in ihrer Kleidung machen. Eine Wittwe, die ausgeht ihre Nahrung zu suchen, darf nicht anders, als in alten, zerrissenen und beschmutzten Kleidern erscheinen, sie darf sich nicht waschen und nie die Haare abschneiden, wenigstens muß sie dieselben herabhängen lassen, statt daß sie außerdem aufgebunden werden, und im Freien den Kopf beständig mit einer eigenen Trauerkappe bedecken. Die Weiber pflegen diese Gebräuche wenigstens einige Wochen, zuwei-

len ein ganzes Jahr lang zu beobachten; eben so lange klagen sie täglich entweder auf dem Grabe, indem sie sich darüber hinlegen, oder zu Hause einige Zeitlang, und so oft Jemand während der Trauerzeit zum Besuch kommt, empfangen sie ihn mit den Worten: „den ihr sucht, den findet ihr nicht, ihr kommt hinterdrein;" oder: „den ihr sucht, der ist nicht mehr zu sehen."

Von ihren Zauberern und Aerzten.

Ein Zauberer, Wahrsager und Arzt heißt Angekok, d. i. ein großer oder weiser Mann, und ist er vorzüglich geschickt in seinen Künsten, so wird er ein Angekok Poglit, d. i. ein großer Angekok. Wer ein Angekok werden will, muß sich bemühen, einen der erwähnten Naturgeister zu seinem Torngak oder vertrauten Schutzgeist (spiritus familiaris) zu erhalten; denn alle ihre Kunst und Weisheit beruht einzig und

allein auf einem geglaubten wirklichen Umgang mit solchen Geistern, und zwar mit guten. Sie haben keine Gemeinschaft mit den Illiseetsaks, welche man beschuldigt, sie brächten Krankheiten und andere Unfälle durch die Mitwirkung böser Geister, hervor. Diese Illiseetsaks sind größtentheils alte Weiber, deren Ende, wenn sie sich einmal verdächtig gemacht haben, gewöhnlich darin besteht, daß man sie ohne Umstände erschlägt. Wer ein Angekok zu werden wünscht, muß in einer Einöde, entfernt von allen Menschen, leben, wenig Nahrung und Schlaf genießen, tiefsinnige Betrachtungen anstellen, und den Torngarsuk um Zusendung eines Torngaks bitten. Die ernste Anstrengung der Gedanken, und das durch Fasten und Wachen bewirkte Abmatten des Körpers bringen die Einbildungskraft in eine solche Unordnung, daß sie in wunderbarer Vermischung allerlei Erscheinungen von Menschen und Thieren zu sehen glaubt. Dies sind die von dem Einsamen ersehnten Geister, bei deren Erscheinung sein Körper von konvulsivischen Krämpfen durchzuckt wird, die er sorgfältig zu

unterhalten und zu vermehren sucht. Einer der Geister verbindet sich mit ihm.

Weniger Mühe einen Torngak zu erhalten, kostet es denen, die von Jugend auf zum Angekok bestimmt und von einem großen Meister unterrichtet werden. Andere müssen sich in einer einsamen Gegend an oder auf einen großen Stein niedersetzen, den Torngarsuk herbeirufen und ihm ihren Wunsch mittheilen. Dieser stellt sich sogleich ein, aber der ihn gerufen hat, erschrickt über seine Ankunft dermaßen, daß er auf die Erde fällt und drei Tage lang todt liegen bleibt. Nach Verlauf derselben wird er wieder lebendig, und nun erhält er einen Torngak und mit ihm alle Weisheit eines Angekok, welche vorzüglich darin besteht, Kranke durch geheimnißvolle Worte zu heilen, oder ihren Tod vorher zu sagen; sich mit dem Torngarsuk zu unterhalten und der bösen Göttin guten Fischfang abzunöthigen. Mit Hülfe desselben können sie in kurzer Zeit in den Himmel oder in die Unterwelt fahren, und bemerken, was daselbst vorgeht.

Dergleichen Fahrten, entweder um den Torngak durch Beschwörung aus dem Himmel herab zu bringen, damit er Rath und Hülfe ertheile, oder mit demselben zu anderen Geistern; können nur bei Nacht und nur im Herbst oder Winter geschehen, weil dann die Nächte am längsten sind, und der Regenbogen, als der nächste Himmel, am niedrigsten über der Erde steht, so daß die Reise in kurzer Zeit zurückgelegt werden kann. Die Beschwörung beginnt damit, daß der Angekok eine Zeitlang trommelt und allerlei wunderliche Bewegungen macht, wodurch er sich abmattet und eben damit seine Einbildungskraft aufregt. Darnach läßt er sich bei der Thür des Hauses durch einen seiner Schüler den Kopf mit einem Riemen zwischen die Beine, und die Hände auf den Rücken binden, und gewöhnlich eine Trommel mit dem dazu gehörigen Stock neben sich legen. Nun werden alle Lampen im Hause ausgelöscht und die Fenster zugehangen, damit Niemand bemerken kann, auf welche Weise er mit seinem Torngak Umgang hat. Hierauf schlägt er auf die Trommel,

nachdem er sich, man weiß nicht wie, auf das schnellste von seinen Banden losgemacht hat, und beginnt einen Gesang, in den alle Anwesende mit einstimmen; dann fängt er an unter den heftigsten Bewegungen zu seufzen, zu schnauben und zu schäumen. Er fordert den Geist auf, zu erscheinen, und dieser kömmt früher oder später, zuweilen aber auch nach der größten Anstrengung nicht. Nun läßt er seine Seele ausfahren, um ihn zu holen, welches bald geschehen ist. Unterdessen liegt er ganz unbeweglich, hernach aber, bei der vorgeblichen Wiederkehr, erhebt er ein lautes Freudengeschrei; auch hört man dabei ein Schwirren, als flögen einige Vögel erst über dem Hause und dann inwendig unter dem Dache hin. Erscheint der Torngak von selbst, so bleibt er draußen im Eingange stehen. In beiden Fällen bespricht sich der Angekok laut mit ihm über das, was man zu wissen verlangt. Seine Antworten sind gewöhnlich dunkel und verworren. Die Zuhörer erklären sich den Sinn derselben, so gut sie können, und sind sie verschiedener Meinung deswegen, so bitten sie den Torngak, dem

Angekok eine deutlichere Antwort zu geben. Zuweilen geschieht es, daß ein anderer, als der gewöhnliche Torngak erscheint, und dann sind seine Antworten weder dem Angekok, noch den übrigen Anwesenden verständlich.

Ein Angekok, der zehnmal vergeblich um seinen Torngak getrommelt hat, muß sein Amt niederlegen; wer aber seine Kunst beständig mit gutem Erfolg ausgeübt hat, der kann nach einiger Zeit ein Angekok Poglit werden, und zwar auf folgende Weise. Er begiebt sich in ein finsteres Haus, legt sich auf die Erde, und macht dem Torngarsuk, während er singt und trommelt, sein Verlangen bekannt. Hält ihn derselbe der gewünschten Ehre würdig, so erscheint ein weißer Bär, faßt ihn an einer Fußzehe und schleppt ihn ins Meer. Dort werden er und der Bär von einem Wallroß aufgefressen, bald nachher aber wieder ausgespieen; seine Gebeine werden, eins nach dem andern, auf die Stelle geworfen, wo er vorher lag; der schon entflohene Geist kommt zurück, und belebt sie aufs neue.

Bei wichtigen Angelegenheiten fährt der Angekok zugleich mit seinem Torngak an einem langen Riemen hinauf in das Reich der Seelen. Dort erfährt er in der Versammlung der Angekut Poglit, der großen Weisen, das Schicksal eines Kranken, und ist Hoffnung zu seiner Wiedergenesung, so bringt er ihm wohl gar eine neue Seele mit. Ein andermal fährt er hinunter in die Unterwelt zu der bösen Göttin, um die von ihr zurückgehaltenen Seethiere zu befreien. Diese Reise ist besonders mit großen Schwierigkeiten verknüpft, und kann nur in Begleitung des Torngaks unternommen werden. Mit Hülfe desselben, und von ihm wohl unterrichtet, gelangt der Angekok durch die Erde oder das Meer zunächst zu dem unterirdischen Reiche der Seelen. Von da geht es weiter auf einem schmalen Rade, welches so glatt ist wie Eis, und äußerst schnell umgedreht wird, über einen fürchterlichen Abgrund. Ueber einen zweiten solchen Abgrund führt ihn der Torngak bei der Hand auf einem darüber gespannten Seil. Nun geht es sogleich durch die

Seehundwache in die Wohnung der Göttin, die, sobald sie die verhaßten und ungebetenen Gäste erblickt, höchst erzürnt anfängt zu wüthen und zu schäumen. Sie bemüht sich, schnell den Flügel eines Seevogels anzuzünden. Der dadurch veranlaßte Gestank soll den Angekok und seinen Torngak ohnmächtig machen, damit sie sich ihrer bemächtigen könne. Diese lassen es aber nicht so weit kommen, sondern ergreifen sie, ziehen sie bei den Haaren herum, und reißen ihr die schmutzigen Angehänge ab, durch deren geheime Kraft die Seethiere bei ihr festgehalten werden. Nun fahren diese sogleich wieder hinauf ins hohe Meer und an die Küsten, wo man sie fangen kann; der Angekok hat den Zweck seiner Reise erreicht, und findet leicht und ohne Gefahren den Rückweg wieder. Den Anwesenden macht er seine Zurückkunft dadurch bekannt, daß er anfängt heftig zu schreien und zu trommeln, weil er nun von seinen Banden erledigt ist, die er wahrscheinlich mit Hülfe seiner Schüler aufgelöset hat. Aeußerst abgemattet erzählt er mit schwacher Stimme, was er gesehen und gehört hat, darauf

geht er herum, und während er die Anwesenden einzeln berührt, um sie zu seegnen, stimmt er ein Lied an. Nun wird wieder Licht angezündet, und bei demselben bemerkt man, daß der Angekok sehr bleich und verstört aussieht.

Um einem Kranken die Gesundheit wieder zu verschaffen, thut der Angekok nichts, als ihn anhauchen und dabei einige geheimnißvolle Worte hermurmeln. Diese Beschwörungen, so wie ihre heiligen Gesänge fangen gewöhnlich mit dem Namen einer der vier Himmelsgegenden an, Pauna oder Sauna, Osten oder Westen, Kauna oder Auna, Süden oder Norden. Zuweilen legt er den Kranken auf den Rücken, und bindet ihm den Kopf mit einer Schnur, an welche ein kleiner Stock befestiget ist. An diesem Stocke hebt er den Kopf mehrmals auf, und dann läßt er ihn wieder fallen. Während dem spricht er mit seinem vertrauten Geiste über den Zustand des Kranken, um zu erfahren, ob derselbe tödtlich sey oder nicht. Ist der Kopf sehr schwer und nur mit Mühe aufzuheben, so ist dies ein Zeichen, daß der Kranke stirbt; ist er dagegen leicht, so bleibt

er am Leben. Er befiehlt Kranken und Gesunden bei verschiedenen Gelegenheiten Enthaltungen von Speise und Arbeit, versieht sie mit heilbringenden Angehängen und empfiehlt allerlei vortheilhafte Gebräuche. Ganz besonders haben die Wöchnerinnen mancherlei eigene Gebräuche zu beobachten, ja selbst ihre Männer sind gehalten, außer dem nöthigsten Fang, einige Wochen lang nicht zu arbeiten, damit das Kind nicht sterbe; wahrscheinlicher aber darum, damit sie zu Hause bleiben und ihren schwachen Weibern Hülfe leisten können. Die Amulete bestehen in einem ledernen Riemen, der um Stirne, Brust oder Arme gebunden wird, oder in einer Kleinigkeit, einem Stückchen alten Holzes, Stein oder Knochen, Schnäbeln und Klauen von Vögeln, die man an den Hals hängt. Sie bringen gutes Glück, und bewahren vor Gespenstern, Krankheiten und dem Tode. Hängt man einem Kinde ein Stück von dem Kleide oder Schuh eines Europäers an, so erhält es etwas von den Kräften und der Geschicklichkeit dieser Fremden. Auch lassen sie sich gern von ihnen anblasen. Beim Wallfischfang müssen

alle Theilnehmer reinlich gekleidet seyn, auch die Lampen in den Zelten ausgelöscht werden, damit der Fisch nicht verscheucht wird. Das Boot muß mit einem Fuchskopf, und die Harpune mit einem Adlersschnabel versehen seyn. Die Köpfe der erlegten Seehunde muß man nicht zerbrechen, auch nicht in die See, sondern vor die Thür in Haufen werfen; sonst werden ihre Seelen erzürnt, und sie verscheuchen die anderen. Eine vorzügliche Kraft, schädliche Säfte aus dem menschlichen Körper zu ziehen, liegt in den Fuchszähnen und Adlersklauen.

Sehr merkwürdig ist es, daß die Angekuten sich bei ihren Zaubereien, und wenn sie bei Krankheiten und in anderen zweifelhaften Fällen um Rath gefragt werden, einer eigenen künstlichen Sprache bedienen, die mit der gewöhnlichen Volkssprache ganz und gar keine Aehnlichkeit hat. Sie brauchen dabei wohl einzelne Worte aus derselben, aber in einer ganz anderen, als der gewöhnlichen, meist ihr gerade entgegengesetzten Bedeutung. So bezeichnet z. B. das Wort der Volkssprache für Jüngling in dieser Zaubersprache ein Mädchen;

Mädchen einen Jüngling; große Finsterniß, die Erde; die Seite der Finsterniß, den Norden; die Seite des Lichts, den Süden; das große Harte, einen Stein; das Weiche, das Wasser; die großen Spitzen, die Berge, u. s. w.

Die Esquimaux haben dieselben religiösen Ideen, wie die Grönländer.

Dieselbe Sprache, dieselben Sitten und Gebräuche beweisen, daß die Grönländer von einerlei Abkunft sind mit den verschiedenen Stämmen der Esquimaux, welche an den weitläuftigen Küsten des nördlichsten amerikanischen Eismeers, der Baffins- und Hudsonsbai, und des Landes Labrador, in ewiger Feindschaft mit den tiefer im Lande hausenden Völkerschaften, ein herumschweifendes Leben führen. Auch in den religiösen Vorstellungen beider herrscht die größte Uebereinstimmung. Zwar haben einige Reisende ausdrücklich oder stillschweigend behaupten wollen, die Esquimaux schienen ganz ohne

irgend eine Art von Religion zu seyn, und wüßten von keinem Gegenstande der Verehrung [1]); allein die Nachrichten Anderer, die sich längere Zeit bei ihnen aufhielten, und ihrer Sprache mächtig waren, beweisen die auch darin behauptete Uebereinstimmung mit den Grönländern. Sie glaubten sogar bei ihnen deutlichere Begriffe von einem göttlichen Wesen zu bemerken, als bei den Grönländern. Als man mit einigen derselben von Gott, als dem Schöpfer aller Dinge sprach, sagte ein alter Mann zu dem andern: „Er meinet Silla!“ Dabei schlug er mit der Hand um den Kopf herum und blies mit dem Munde, wahrscheinlich um die Gegenwart dieses unsichtbaren Wesens anzudeuten. Ein andermal sagten sie: „Du redest ja vom Torngarsuk“; und auf die Frage: ob sie glaubten, daß dieser alle Dinge erschaffen hätte? antworteten sie: das wüßten sie nicht, aber Torngarsuk wäre gut und heilig, gnädig und barmherzig, und es sey ihm nichts unmöglich. Sie haben ihre Angekuten wie die Grönländer, denen dieser große Geist sein Vertrauen schenkt. Trifft eine von ihm vorgeblich er=

haltene Aussage nicht ein, so giebt man nicht ihm die Schuld, sondern dem Angekok, der die erhaltene Antwort nicht recht verstehen und auslegen konnte [2]). Spuren eines religiösen Cultus findet man bei ihnen so wenig, wie bei den Grönländern, und es scheint, daß beiden großen Familien nur ein Theil der religiösen Ideen ihrer Väter geblieben, ein anderer aber bei den Bedrängnissen, welche sie bei und nach ihrer Vertreibung in den äußersten Norden ausstehen mußten, insbesondere mit allen Gebräuchen, welche auf die Verehrung der höheren Wesen Bezug hatten, verloren gegangen ist.

Nicht freie Wahl, sondern nur die äußerste Noth, das Leben gegen übermächtige Feinde zu sichern, hat Menschen dahin bringen können, sich in diesen unwirthbaren Gegenden anzusiedeln; zweifelhaft aber ist es, ob sie aus dem innern Nordamerika oder aus Asien oder Europa dahin verdrängt worden sind. Die ihnen benachbarten Völkerstämme behaupten einstimmig, sie wären später in das Land gekommen, wie sie, und verfolgen sie auf das grausamste. Zunächst möchten sie also wohl von Grön-

land aus an den übrigen, von ihnen jetzt bewohnten, Küsten erschienen seyn. Freilich widerspricht diese Vermuthung jener Meinung, welche es wahrscheinlich findet: der ganze Stamm der Esquimaux sey von Westen nach Osten gezogen, und die Aehnlichkeit der Böte, nebst einigen anderen Umständen beweise, sie wären aus dem nordöstlichen Asien nach Amerika hinüber gegangen. Sie wagt aber diesen Widerspruch, weil es ihr nicht unverständig scheint, einen andern Gedanken festzuhalten, nämlich den: daß sie aus dem nördlichsten Europa zunächst nach Grönland gedrängt wurden, von wo aus sie später, nicht bloß wegen Ueberbevölkerung, sondern wahrscheinlich durch denselben Volksstamm, der sie früher schon aus Europa vertrieb, auch dort noch verfolgt, ihre anderen Wohnsitze aufsuchten. Dieser Volksstamm war der germanische, und es ist nun die Frage, ob die Völkerschaften, die er aus dem äußersten Norden Europens ganz vertrieb, oder in die unwirthbarsten Gegenden desselben zurückdrängte, auch nur Abkömmlinge eines einzigen Völkerstammes waren. Fast ist es wahrscheinlich, und dann wäre

dieser Völkerstamm kein anderer, als der finnische. Immer möchte es eben so leicht seyn, die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung der Sitten und Gebräuche der Esquimaux mit jenen der Finnen und Lappen zu zeigen, als mit denen der Einwohner der Aleutischen Inseln, der Tsuktschen, der Jukagiren und anderer Völkerschaften des nordwestlichen Asiens. Vielleicht gelingt es in der Folge durch eine Vergleichung der religiösen Ideen und Gebräuche dieser Völkerschaften, der vorgezogenen Meinung überwiegende Gründe zu verschaffen.

Anmerkungen.

Diese Darstellung der religiösen Ideen der Grönländer gründet sich auf jene vier bekannten vorzüglichen Werke, welche die besten Nachrichten über Grönland enthalten, und unter folgenden Titeln erschienen sind:

Ausführliche und wahre Nachricht vom Anfange und Fortgange der Grönländischen Mission, wobei die Beschaffenheit des Landes sowohl, als auch die Gebräuche und Lebensarten der Einwohner beschrieben werden, getreulich angemerkt und aufgezeichnet von Hans Egede. Aus dem Dän. übers. Hamb. 1740. 4.

H. Egede's Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland, übers. von J. G. Krünitz. Berlin 1763. 8. Das dänische Original erschien zu Kopenhagen 1741 in 4.

D. Cranz's Historie von Grönland, enthaltend die Beschreibung des Landes und der Einwohner, insbesondere die Geschichte der dortigen Mission der evangelischen Brüder. Barby 1765 in 8., und dessen Fortsetzung derselben. Das. 1770 in 8.

P. Egede's Nachrichten von Grönland, aus einem Tagebuche geführt von 1721 bis 1788. Aus dem Dänischen. Kopenh. 1790. gr. 8.

Hans Egede befand sich vom J. 1721 an funfzehn Jahre lang als Missionär unter den Grönländern; Paul Egede kam mit seinem Vater als ein Knabe von zwölf Jahren nach Grönland, und David Cranz gieng im Jahr 1761 auf ein Jahr dahin, um die Berichte der dortigen Mission der evangelischen Brüder, aus deren Papieren er eine Historie derselben verfassen sollte, besser verstehen zu können.

1) Roger Curtis in der umständlichen Nachricht von Labrador in Forster's und Sprengel's Beiträgen zur Völker- und Länderkunde, Th. 1. S. 110. Auch Jens Haven, der erste Missionär der evangelischen Brüder, der dahin kam (im J. 1765.), meinte, sie lebten ohne alle Religion. Cranz Forts. der Historie von Grönland. S. 312. Heinr. Ellis, welcher in seiner Reise nach der Hudsons = Bai gute Nachrichten von den dortigen Esquimaux giebt, und Sam. Hearne, der in seiner Reise von dem Prinz von Wallis = Fort an der Hudsonsbai bis zu dem Eismeere diejenigen beschreibt, welche an den Küsten

desselben wohnen, übergehen ihre Religion gänzlich mit Stillschweigen.

²) Nach den Berichten mehrerer Missionarien der evangel. Brüder, b. Cranz in der Forts. der Hist. von Grönl. S. 315, 319, 322.

Religiöse
Ideen und Gebräuche
der
Urvölker
des nördlichen Amerika.

Religiöse Ideen und Gebräuche der Urvölker des nördlichen Amerika.

Von den unsichtbaren Mächten und Geistern, welche Gegenstände der Verehrung sind.

Alle die zahlreichen Völkerschaften, welche bei der Ankunft der Europäer die unermeßlichen Landstriche des nördlichen Amerika, von den Gestaden des Eismeeres bis zu dem Meerbusen von Mexiko herab,

und zwischen dem nördlichen stillen Ocean und dem Atlantischen Meere, bewohnt haben oder noch bewohnen, wähnten und wähnen die ganze Natur in allen ihren Theilen und Werken beseelt und von inwohnenden Geistern beherrscht. In Allem, was durch die Natur hervorgebracht oder veranlaßt wird; in Allem, was sich regt und bewegt und sich verändert am Himmel und auf der Erde, in der Luft wie im Wasser, in den Gestirnen wie in den Pflanzen: sind nach ihrer Meinung mächtige, unsichtbare, darin verborgene Wesen die wirkenden Ursachen dieses Regens und Lebens, dieses Seyns und Vergehens. Nicht Alle haben diese Vorstellung nach ihrem weitesten Umfange. Den meisten scheinen nur einige, oft nur sehr wenige Naturgegenstände von unsichtbaren Geisterwesen bewohnt zu seyn: ja denen an der nordwestlichen Küste, besonders den Bewohnern von Californien, will man sie, so wie überhaupt alle religiöse Ideen, gänzlich absprechen; doch gewiß mit Unrecht und ohne ausreichende Gründe [1]).

Je nachdem die Wirkungen und Veränderungen, welche in und von den Himmelskörpern, den

Elementen, den Thieren und Pflanzen hervorgebracht werden, mehr oder weniger bedeutend scheinen, hält man auch die Geister derselben für mehr oder weniger mächtig und groß; in so ferne dieselben aber den Menschen wohlthätig oder schädlich sind, oder ihnen also erscheinen, behauptet man: die einen wären ihrer Natur nach gut, die anderen böse [2]). Damit scheinen einige die Meinung zu verbinden, jede Gattung dieser Geister habe einen eigenen Anführer oder Vorgesetzten [3]).

Die nördlichen Indier nennen die ganze Anzahl dieser Geister: Nant-e-na, und legen ihnen jede Veränderung ihres Zustandes bei [4]). Die Irokesen begreifen sie unter dem Namen Agotkon, auch Hondatkonsana, d. i. Geister von allen Arten, jeder einzelne derselben aber heißt Okki, in der Algonquinischen Sprache Manittu, d. i. Geist. Diesen Namen geben sie zwar auch dem großen Geiste, niemals aber verwechseln sie ihn mit diesen geringeren Geistern, noch weniger legen sie einem derselben gewisse besondere Namen

bei, die ihn allein bezeichnen. Die Anzahl der guten und bösen Hondatkonsana ist außerordentlich groß und nicht zu bestimmen. An die Spitze der bösen setzen sie Ata-entsik oder Atahentsik, einen Geist weiblichen Geschlechts, von einer sehr feindseligen Gemüthsart; an die der guten den Tharonhiaouagon, ihren Enkel, der nur Gutes zu thun bemüht ist. Beide wohnen in dem Lande der Seelen, und wir werden weiter von ihnen sprechen, wenn von diesem die Rede ist. Die Huronen nennen den ersten der guten Geister Juskeka, und meinen, er sey die Sonne, Atahentsik aber wäre der Mond [5]).

Die Mehrzahl dieser Völkerschaften glaubt an das Daseyn eines, alle diese Geister an Macht und Vollkommenheiten übertreffenden, göttlichen Wesens. Man nennt es den großen Geist, den Herrn des Lebens. Einige scheinen ihn mit dem ersten der guten Geister zu verwechseln; Andere finden ihn in dem schönen Gestirn des Tages; noch Andere wissen ihn davon zu unterscheiden, und halten ihn

für den Schöpfer des Himmels und der Erde, der Menschen und aller Dinge [6]).

Alle diese Geister, der Herr des Lebens, die ersten der guten und bösen wie die geringsten, sind Gegenstände der Verehrung. Einzelne Völkerschaften, Familien und Menschen beweisen sie dem einen oder dem andern; einigen oder mehreren; wenige, allen. Den großen Geist verehren die Delawaren, Tschippewäer, Mohawks, Oneider, Miamis, Nadowessier und viele andere, jedoch zum Theil nur als den ersten der guten Geister [7]). Er ist, so meinen sie, mächtiger als alle anderen; er kann so viel Gutes thun, als er will, niemals aber Böses oder Unglück veranlassen. Um seine gütigen und wohlwollenden Gesinnungen gegen die Menschen zu beweisen, giebt er Regen und Sonnenschein und den Früchten der Erde Kraft zum Wachsen. Auch Wild und Fische giebt er ihnen zur Nahrung, und seinem Willen gemäß ist den rothen Menschen (so nennen sich die Amerikaner) die Jagd und Fischerei, den Europäern dagegen die Arbeit ihrer Hände, zur Lebensart bestimmt. Alle

Menschen aber sollen, so gefällt es ihm, das Gute thun und das Böse unterlassen [8]).

Einen guten und bösen Geist verehren insbesondere die Lachsindianer, die ohnfern der nordwestlichen Küste wohnen; die Chepewyans; die Nehethawa und andere in der Nähe der Hudsonsbai [9]); die Tschippewäer und Nadowessier; die alten Bewohner von Neujersey, von Florida und andere [10]). Einige, unter ihnen die alten Bewohner Virginiens, verehrten sogar nur den bösen, nicht aber den großen Geist im Himmel, dessen wohlthätige Einflüsse sich nach ihrer Meinung über die Erde verbreiteten. Auf die Beschuldigung, daß sie den Teufel anbeteten, gab ein verständiger Mann aus ihrer Mitte folgende Antwort: „Der große Geist, der Urheber aller Güter, giebt sich nicht damit ab, sie den Menschen mitzutheilen. Indem er sie sich selbst überläßt, läßt er ihnen auch die Freiheit, sich von diesen Gütern, so viel sie können, zu verschaffen und sie nach Gefallen zu brauchen. Unnütz wäre es also, ihn zu fürchten oder anzubeten. Der böse Geist dagegen ist beständig mit den Ange=

legenheiten der Menschen beschäftiget; er besucht sie zuweilen, er ist in der Luft, in dem Donner und in den Stürmen. Man muß ihn besänftigen, damit er nicht alle die Güter, die der gute Geist der Erde gegeben hat, entführt, damit er nicht Hungersnoth, ansteckende Krankheiten und andere Uebel veranlaßt" [11]).

Die Sonne, zum Theil auch der Mond und andere Gestirne, oder vielmehr die in ihnen wohnenden und sie beherrschenden Geister sind die Gegenstände religiöser Verehrung unter andern bei den Tschippewäern und Nadowessiern; bei den Völkern an den apalachischen Gebirgen; bei den Natches; bei den Irokesen und Huronen. Die Sonne halten sie für den Urheber der ganzen Natur und des Lebens, und finden in ihr den großen Geist, weil durch die aus ihrem Schoose, wie aus einer nieversiegenden Quelle hervorgehenden, Ströme von Wärme und Licht, die ganze Natur beseelt und zu einer beglückenden Fruchtbarkeit veranlaßt wird [12]).

Endlich beweisen die meisten dieser Völkerschaften auch den Geistern der Elemente, z. B. Iro-

tesen einem bösartigen Geiste, der zwischen einigen Bergen wohnt und daselbst die guten und bösen Winde eingeschlossen hält [13]); der Seen und Flüsse; der Thiere, ja auch der Pflanzen und Steine, eine Art von Verehrung. Den *bösen* geschieht es, um sie zu versöhnen, und sie zu bitten, daß sie nicht schaden; den *guten*, aus Dankbarkeit, und um ihren Beistand zu erhalten. Diese stellt man sich unter menschlicher Gestalt vor, aber unter der schönsten und vollkommensten, und die Verständigen behaupten: man verehre in ihnen eigentlich nur den *großen Geist*, weil derselbe auf eine unmittelbare Verehrung keine Ansprüche mache. Sie versichern, er habe ihnen dies als seinen Willen durch *Träume* offenbaret, und eben dadurch gebe er ihnen auch Anweisung, welche Geschöpfe sie für *Manittos* zu halten und als ihnen besonders günstige *Schutzgeister* zu verehren hätten. Die ganze Anzahl der guten Geister ist von ihm dazu bestellet, Schutzgeister der Menschen zu seyn. Jeder hat einen oder mehrere, die ihm ganz eigentlich zugegeben sind, um ihm beizustehen und ihn glücklich zu machen.

Sehr natürlich, und unter diesen Voraussetzungen mit vollem Rechte, sind daher diese Schutzgeister die Gegenstände der nächsten und innigsten Verehrung. Wer einen hat, hält sich für stark und mächtig, und ist stolz darauf; wer keinen bekommen kann, ist muthlos und sieht sich für verlassen an.

Nicht jeder gewöhnliche Traum kann dieses hohe und wichtige, über die Glückseligkeit des ganzen Lebens entscheidende Bewußtseyn verschaffen. Man muß sich durch Einsamkeit, Fasten und Enthaltsamkeit dazu vorbereiten, damit die Seele frei von den Banden der Sinnlichkeit, in welchen sie durch den mächtigen Einfluß der Bedürfnisse des Körpers, gleichsam gefesselt ist, geschickt sey in Verkehr mit den Geistern zu treten und die Aeußerungen derselben zu begreifen. Das Wesentliche, welches bei der ersten Offenbarung des Schutzgeistes dem Verlangen der Seele entspricht und sich zeigt, nennt man Ojaron. In den Träumen der frühesten Kindheit kann es nicht erhalten werden. Ein Knabe muß schon Bogen und Pfeile zu führen

wissen, wenn er es kennen lernen will. Man schwärzt ihm den Kopf und unterwirft ihn einige, zuweilen acht Tage lang einem sehr strengen Fasten. Während dieser Zeit muß sich ihm sein künftiger Schutzgeist durch Träume offenbaren. Derjenige Gegenstand, sey es auch nur eine Kleinigkeit, der sich zuerst in diesem besonders wichtigen und heiligen Traume der durch Fasten und den Schlaf verwirrten Einbildungskraft darstellt, ist das Ojaron. Auf solche Weise erhält man die Sonne, den Mond, ein Thier, eine Pflanze, eine Thierhaut, ein Calumet, ein Messer oder jedes andere mögliche Ding zum Totam, Otkon, Okki oder Manittu, d. i. Geist oder Schutzgeist. Die Unwissenden halten es für den Schutzgeist selbst, der diese Gestalt angenommen habe. Ist es die eines Thiers, so jagen, tödten und essen sie niemals eines derselben Gattung, um den Herrn des Lebens nicht zu erzürnen und sich vor Unglück zu bewahren [14]). Die Unterrichteten dagegen versichern: es sey nichts weiter als das Zeichen, welches der Geist von seinem Daseyn und seiner Sorgfalt

giebt, der Beweis, daß ein Geist dadurch, daß er es dem Verlangenden jetzt zeigt, sein Schutzgeist wird. Man nimmt es also gleichsam für die Bezeichnung oder Benennung der geistigen Vereinigung, welche von nun an zwischen der menschlichen Seele und dem Geiste, der sich mit ihr verbunden hat, Statt findet. So bald nun einem jungen Menschen sein Schutzgeist erschienen ist und er ihn erkannt hat, dann unterrichtet man ihn sorgfältig, welche Ehrerbietung er ihm zu erweisen schuldig ist. Hierauf hält man eine feierliche Mahlzeit; auch ist es gewöhnlich, dem Jüngling das Zeichen seines Okki oder Manittu auf den Leib einzustechen. Die Frauen haben auch ihre Schutzgeister, beweisen ihnen aber nicht so viele Aufmerksamkeit und Verehrung, wie die Männer.

Ausdrücklich wird das Zeichen des Okki von dem Bilde desselben unterschieden. Das Bild besteht gewöhnlich in einem kleinen, aus Holz geschnitzten Menschenkopf, zuweilen auch einer ganzen menschlichen Figur. Sie tragen es beständig bei sich, entweder am Halse, oder in einem Beutel; auch hängen sie es ihren Kindern an, um ihnen

Glück zu verschaffen und sie vor Krankheiten zu bewahren. Bringen sie Opfer, so wird ein solches Bild in der natürlichen Größe eines Menschenkopfs, mitten im Hause an einem Pfosten befestiget. Durch die hülfreichen Kräfte des Schutzgeistes erhält man größere Einsicht und Vermögen im Erkennen und Handeln; ja Manche, denen Schutzgeister von vorzüglicher Macht besonders gewogen sind, können, mit Hülfe derselben, selbst außerordentliche Thaten verrichten. Sie können ihre Seele weite Reisen thun lassen und sich verwandeln, ohne daß der Körper sich entfernt; sie wissen in ihren Entzückungen die verborgensten Dinge zu entdecken und das Zukünftige vorherzusagen. Bei den Huronen heißen solche, von den Geistern vorzüglich begünstigte, Menschen Sajotkatta, bei den Irokesen Agotsinnachen, d. i Seher [15]).

Außer den erwähnten Bildnissen der Schutzgeister hat man nur bei den ursprünglichen Einwohnern von Virginien die bildliche Darstellung eines höheren Wesens gefunden: eine menschliche Gestalt, aus Holz geschnitzt, in sitzen-

T. I.

Kiwasa.

der Stellung, ungefähr vier Fuß hoch, mit bunten Farben angestrichen, das Gesicht fleischfarben, die Brust weiß, der übrige Theil des Leibes schwarz und die Schenkel abwechselnd weiß. Der Unterleib war nach Landessitte mit einem Schurze bekleidet, vom Halse herab hiengen Schnuren von runden weißen Knöpfchen, hier und da mit länglichtrunden aus Kupfer vermischt. Sie nannten es Kiwasa, stellten zwei, auch dreie, solcher einander ganz ähnlicher Abbildungen in die Todtenhäuser ihrer Oberhäupter, die, wie es scheint, zugleich auch ihre Tempel waren, und hielten sie für die Wächter und Beschützer derselben. Ein solches Gebäude, in ihrer Sprache Quioccosan genannt, war mit einer Einfassung von Pfählen umgeben, deren Knäufe halberhabene und buntgefärbte Menschengesichter vorstellten. Dergleichen Pfähle pflegten sie auch an anderen heiligen oder merkwürdigen Orten aufzurichten und an gewissen Tagen zu umtanzen [16]).

Die Abenaquen an den Küsten von Neufrankreich verehrten einen uralten Baum, der

hart am Gestade lange der Gewalt der Meereswogen, welche täglich etwas Erde von seinen Wurzeln mit sich nahmen, Widerstand leistete. Man erzählte Wunderdinge von ihm, und bestürmte ihn beständig mit Wünschen und Forderungen. Als er endlich doch in die Fluten sank, band man die ihm gewidmeten Opfer an die daraus noch hervorragenden Zweige. Die Natches in Louisiana bewahrten in ihrem Tempel einen kegelförmigen Stein als ein großes Heiligthum, mit der möglichsten Sorgfalt. Er war in mehr als hundert Rehhäute übereinander eingewickelt, und wahrscheinlich waren diese Thiere ihm zu Ehren geopfert worden [17]). Die alten Bewohner von Virginien bewiesen dem großen Geiste keine religiöse Verehrung, sondern steinernen Pyramiden und Säulen, die sie schön bemalten und schmückten, als Sinnbildern seiner Dauer und Unveränderlichkeit. Auch Quellen und Flüsse wurden verehrt, und ganz vorzüglich ein schöner Crystallwürfel, den sie Pacorance nannten, nach dem Namen eines kleinen Waldvogels, wel-

cher sich nur bei einbrechender Nacht sehen läßt und sonst nicht zum Vorschein kommt. Sie meinten, die Seelen ihrer Oberhäupter hielten sich in diesen Vögeln auf und bewiesen ihnen die größte Ehrerbietung [18]).

Die religiöse Verehrung der Vorfahren, die fast allgemeine Verbreitung und die Art und Weise derselben, werden in den Schilderungen der Tempelgebäude und der Todtengebräuche außer allen Zweifel gesetzt und hinreichend beleuchtet werden. Eine ähnliche Verehrung wird den Geistern und Schutzgeistern der Thiere zu Theil. Viele Stämme in Canada stellen, so oft sie einen Bär erlegt haben, ein Fest an. Der mit mancherlei Farben bemalte Kopf des getödteten Thiers wird an einem erhabenen Orte aufgerichtet, wo ihm die Eingeladenen, während der Körper zerlegt, zubereitet und genossen wird, Ehrerbietung beweisen und Loblieder auf ihn anstimmen. Zu ihren Jagdzügen bereiten sie sich, wie andere, durch mehrtägige Fasten vor, um damit die Schutzgeister der Thiere zu besänftigen und sie

zu veranlassen, ihnen während dieser Fastenzeit im Traume zu verkündigen, ob sie dieselben ohne Widerstand erlegen werden, oder Schaden von ihnen zu erwarten haben [19]).

Heilige Gebäude.

Allgemeine Gewohnheit ist es, die unsichtbaren Mächte und Geister an jedem beliebigen Orte zu verehren, im Hause oder in der freien Natur; nur bei wenigen Völkerschaften geschieht oder geschah es in eigenen, ausdrücklich dazu aufgeführten Gebäuden, oder an besonders dazu gewidmeten Orten.

In einem Dorfe der sogenannten Lachsindianer fand man nahe bei dem Hause des Oberhauptes mehrere längliche Vierecke, von etwa zwanzig Fuß in der Länge und acht in der Breite. Sie bestanden aus dicken Cederbretern, die man so fest in einander gefügt hatte, daß man sie für ein

einziges Stück halten konnte, und ganz artig mit Hieroglyphen und Figuren verschiedener Thiere bemalt waren. Die Bestimmung derselben konnte man nicht erfahren; wahrscheinlich aber waren sie zu religiösen Gebräuchen und gewissen Opferfesten bestimmt, welche diese Stämme jährlich wenigstens zweimal, im Frühlinge und Herbst, anzustellen pflegen. Denselben Zweck hatte vermuthlich auch ein anderes groẞes Gebäude in der Mitte des Dorfs. Es war funfzig Fuẞ lang und fünf und vierzig breit. An jedem Ende standen vier starke Pfeiler. Die Winkel waren flach, und trugen einen längs hingehenden Balken, der auf jeder Seite noch drei Mittelstützen von acht bis neun Fuẞ Höhe hatte. Die beiden mittleren Pfosten an jedem Ende hatten drittehalb Fuẞ im Durchmesser und trugen auf ihrer Spitze, zwölf Fuẞ vom Boden, zwei Dachbalken. Diese Pfosten waren in menschliche Figuren ausgeschnitzt. Die an der oberen Seite des Vierecks stellten zwei Personen vor, welche ihre Hände auf den Knieen liegen hatten, als stützten sie die Last mit Mühe

und Anstrengung; die auf der anderen hatten die Hände ruhig auf den Hüften liegen. Diese Figuren, so wie die Pfosten und Pfeiler, waren roth und schwarz angemalt [20]).

An einem Tempel der Bayagulas oder Quinipissas in Louisiana, war das Dach mit allerlei Thierfiguren bemalt, unter welchen besonders ein rother Hahn in die Augen fiel. Ueber dem Eingange befand sich ein Vordach, eilf Fuß lang und achte breit. Es ruhte auf zwei starken Trägern und einem Queerbalken. Zu beiden Seiten der Thüre erblickte man wieder die Abbildungen von allerlei Thieren, Bären, Wölfen, verschiedenen Vögeln, ganz vorne aber eine Beutelratte. Diese Thür war nur drei Fuß hoch und zwei breit. Das Innere des Gebäudes hatte, wie die anderen Häuser, die Gestalt einer flachen Kuppel und etwa dreißig Fuß im Durchmesser. In der Mitte auf dem Boden brannten zwei an einander gelegte alte und wurmstichige Holzstücke. An der Wand fand man häufig das Bild der Beutelratte in rother und schwarzer Farbe und ein Gerüst, auf

dem eine Menge zusammengelegter Häute von Pferden, Ochsen und Bären lagen. Sie waren, wie man sagte, der Beutelratte zum Opfer gebracht; denn diese war der von dem ganzen Volksstamme hier verehrte Manittu [21]).

Gleich den Bayagulas hatten auch die mehresten der anderen Volksstämme in Louisiana Tempel, in welchen, wie bei ihnen, ein immerwährendes Feuer unterhalten wurde; ein Gebrauch, der höchst wahrscheinlich den Maubiliern seinen Ursprung verdankte; denn bei ihrem Feuer mußten die andern das ihrige wieder anzünden, wenn es aus Nachlässigkeit oder durch Zufall ausgelöscht war. Ein Tempel der, wegen ihrer höheren Bildung und wohlgeordneten bürgerlichen Verfassung einst berühmten, nun fast ausgestorbenen, Völkerschaft der Natches lag ohnfern der Cabane des Oberhauptes gegen Morgen, und bildete ein längliches Viereck, ohngefähr vierzig Fuß lang und zwanzig breit. An den beiden Enden des Daches, welches die Form der unsrigen hatte, saßen zwei Adler aus Holz geschnitzt, aber sehr

ungeschickt. Zu beiden Seiten einer einzigen Thüre, welche auf der einen langen Seite in der Mitte angebracht war, standen steinerne Bänke. Im Innern erblickte man, dem Eingange gerade gegenüber an der Wand einen Tisch oder Altar in Form eines Kastens. Fünf Fuß war er lang, dreie hoch und viere breit. Auf demselben wurde zu gewissen Zeiten ein hölzernes Bild nebst einer geschnitzten Glockenschlange ausgestellt und verehrt; in der Regel aber lagen glimmende Kohlen darauf. Einige andere Kisten standen ohne Ordnung durcheinander. Man fand abgetrocknete Knochen darin. Beinahe die ganze Mitte des Fußbodens nahmen drei Stücke Holz ein, die im Dreieck gegen einander gelegt, langsam brennend, ein heiliges Feuer zu Ehren der Sonne bildeten. Vier alte Männer mußten abwechselnd im Tempel bleiben, um es zu unterhalten. Wegen der heiligen Bestimmung desselben war es ihnen, wenn es kalt wurde, nicht erlaubt, sich daran zu wärmen, sondern sie mußten dazu ein besonderes haben. Zwölf andere waren bestellt, Eichenrinden zu sam-

meln, um die Kohlen auf dem Altare damit zu unterhalten. Das heilige Feuer umgaben hin und wieder aus Holz geschnitzte Menschenköpfe; an einigen Pfeilern hiengen Thierhäute; auch wurden die Leichname der Oberhäupter hier aufbehalten. Einige Stämme pflegten dieselben mit Sand auszustopfen, andere ließen sie so lange in der Erde liegen, bis man die Verwesung ihres Fleisches vermuthen konnte; dann wurden sie von dem Aufseher des Tempels wieder ausgegraben, gewaschen und gereiniget, und auf das kostbarste eingewickelt. Nun legte man sie, in beiden Fällen, in einen großen aus Schilf geflochtenen, mit Rehhäuten bedeckten Korb, der vor dem Altare stand, und darin blieben die Gebeine eines jeden so lange, bis sein Nachfolger starb. Nur um diesem Platz zu machen, wurden sie herausgenommen und in den Altar selbst gebracht [22]).

Die Quioccosans der alten Bewohner von Virginien sind schon oben erwähnt worden. In Ansehung der Form und Bauart waren sie von ihren anderen Gebäuden in nichts unterschieden [23]).

Die schönsten und reichsten Tempelgebäude hatten die Völker in Florida. Wie in Louisiana waren dieselben zugleich der Sonne und den verstorbenen Oberhäuptern gewidmet; wahrscheinlich darum, weil alle diese Völker ihre Oberhäupter für Kinder und Nachkommen der Sonne hielten. Die Floridaner pflegten an den Thüren die dem Feinde abgenommene Beute als Siegeszeichen aufzustecken. Das größte und herrlichste unter allen war zu Talomeko. Es hatte über hundert Schritte in der Länge und vierzig in der Breite. Schilfmatten bildeten das sehr abschüssige Dach. Fünf- und sechsfach lagen sie übereinander, damit weder Sonnenschein noch Regen hindurchdringen konnten. Die ganze Außenseite desselben verzierten Perlen und Muschelschalen in einer angenehmen Ordnung, sehr künstlich neben einander gestellt. Man erblickte jedesmal neben einer großen Meerschneckenschale zwei kleine Muschelschalen; die regelmäßigen Zwischenräume aber waren mit Gehängen von Perlen verschiedener Größe ausgefüllt, die, gleich Blumengewinden, von einer Schale zur

andern giengen. Von allen Muschelschalen war das Inwendige herausgekehrt, um den Glanz zu vermehren; der denn wirklich, wenn die Sonne darauf schien, eine unbeschreibliche Wirkung machte. Die Wände waren von Mauerwerk aufgeführt. Vor dem Eingange standen in zwei Reihen zwölf hölzerne Bildsäulen von übermenschlicher Größe, mit wildem Blick und drohender Gebärde, sehr gut und natürlich gearbeitet. Die vordersten hatten eine Höhe von acht Fuß, die folgenden waren nach Verhältniß immer etwas kleiner. Alle waren bewafnet, aber jedes Paar führte andere Waffen, und alle hatten sie so gefaßt, als wollten sie eben damit angreifen oder zuschlagen. Die ersten hielten Keulen mit Kupfer beschlagen; die zweiten hatten Streithämmer; die dritten eine Art von Rudern; die vierten kupferne Aexte mit Schneiden von Feuerstein; die fünften gespannte Bogen mit darauf gelegten Pfeilen; die sechsten sehr lange, an beiden Enden mit Kupfer beschlagene, Piken. Es schien, als wären sie dahin gestellt, den Eingang zu vertheidigen. Im Innern waren die Decke

und ein oben an den Wänden herumlaufender Kranz gleichfalls auf das künstlichste mit Muschelschalen, Perlenschnuren und bunten Federn verziert Unter diesem Kranze erblickte man an allen vier Seiten zwei Reihen Bildsäulen über einander in ordentlicher Lebensgröße; nicht nur Männer, welche alle Waffen in den Händen hatten, sondern auch Weiber. Unten an den Wänden liefen gut gearbeitete Bänke herum, darauf standen die Särge der Oberhäupter und der Personen aus ihrer Familie. Zwei Fuß hoch darüber erblickte man in der Mauer in Bilderblenden die Bildsäulen dieser Verstorbenen. Auch unter diesen waren die männlichen bewafnet, und alle waren der Natur so getreu nachgebildet, daß man daraus urtheilen konnte, wie die Verstorbenen zur Zeit des Absterbens ausgesehen hatten. Der Raum zwischen diesen Abbildungen der Todten und den beiden oberen Reihen von Bildsäulen war durch aus Schilf geflochtene Schilder von verschiedener Größe ausgefüllt, die mit Perlen und Federquasten von allerlei Farben geziert waren. In der Mitte des Gebäudes

standen auf abgesonderten Bänken drei Reihen Kisten über einander, die kleineren auf den größeren. Alle waren voll der köstlichsten Perlen von verschiedener Größe; denn Jahrhunderte lang hatte man alle Perlen, die gefunden worden waren, in diese Kisten gebracht. Auch lagen hie und da große Haufen kostbarer Felle, von Gemsen, Mardern und anderen Thieren, und aus dergleichen Fellen verfertigte Kleider. Außen wurde das ganze Gebäude auf allen Seiten von einem, in acht Säle von gleicher Größe abgetheilten, Waffenmagazine umgeben. Jeder derselben enthielt eine andere Gattung köstlich verzierte Waffen; der eine Piken, der andere Keulen, und so die übrigen Streithämmer, Spieße, Ruder, Bogen, Pfeile und Schilder [24]).

Doch auch die Herrlichkeit dieses wunderschönen Gebäudes wurde an erhabener Einfalt und würdiger Pracht noch durch einen anderen Tempel übertroffen, den Sonnentempel der Apalachiten auf dem Berge Olaimy. Freilich hatten ihn aber nicht Menschenhände, sondern die ihnen ewig unerreichbaren der großen Meisterin Natur selbst,

aufgeführt. Der Berg Olaimy ist von vollkommen runder Gestalt, und so steil, daß man, um das Hinaufgehen zu erleichtern, einen Fußweg ausgehauen hat, der sich allmählig rings herum bis zu dem Gipfel hinauf schlinget. Er ist ungefähr zwei und eine halbe französische Meile lang, und so breit, daß drei Personen neben einander gehen können. Zur Bequemlichkeit der Walfahrtenden hat man an verschiedenen Orten, in gleichen Weiten von einander Ruhebänke angebracht, die, wie kleine Hölen, in den Felsen gehauen sind. Die Unterhaltung dieses Weges wurde von allen Bewohnern des umliegenden Landes besorgt. Der ganze Abhang des Berges ist vom Fuße an bis auf zweihundert Schritte vom Gipfel mit Citronenbäumen, Palmen, Fichten, Cypressen und anderen Arten von Bäumen bewachsen, die durch ihren angenehmen Duft die Luft erfüllen. Der Gipfel zeigt eine vollkommen gerade Ebene, deren Umfang etwa eine Meile beträgt. An verschiedenen Orten wird sie von kleinen Gebüschen derselben Baumarten, die am Abhange des Berges stehen, beschat-

tet; denn wegen der starken Winde gedeihen sie hier nicht zu der Höhe wie dort. Dazwischen liegen die schönsten Matten, auf deren frischem Grün hunderterlei Arten der herrlichsten Blumen, die in den mannichfaltigsten Farben glänzen, dem Gesichte wie dem Geruche eine angenehme Erquickung gewähren. Mitten darin ist ein Wasserbehälter, der in allen Jahreszeiten helles und reines Wasser enthält, um den Pilgern einen Labetrunk zu bieten. Ein anderer ausgezeichneter Vorzug dieses Berges ist der, daß er, obgleich höher als alle anderen in seiner Nachbarschaft, während des Winters nur sehr selten mit Schnee bedeckt wird. Auf der Morgenseite desselben, ganz nahe unter dem Gipfel, befindet sich eine sehr geräumige, von der Natur in den Felsen gearbeitete Höle. Der Eingang ist hoch, breit und vollkommen verhältnißmäßig, wie der in einen prächtigen Pallast. Bei Erblickung desselben aus der Ferne ist man versucht zu glauben, ein erfahrner Baumeister habe alle seine Kunst daran erschöpfen wollen; aber die Kunst hat nichts dazu beigetragen. Dieses seltene

Portal, welches die Sonne jedesmal, sobald sie am Horizonte heraufsteigt, zuerst mit ihren Strahlen erleuchtet, steht unter einem schönen und weiten, auch von der Natur in den Felsen gebildeten Altan. Die Höle selbst ist eirund, ungefähr zweihundert Schritte lang und verhältnißmäßig breit, und zeigt in allen ihren Theilen eine vollkommene Gleichförmigkeit. Das ganze Innere ist durchaus mit einem glänzend weißen Salpeter überzogen, den man für weiße Korallen halten möchte. Er wird mit der Zeit hart und nimmt mancherlei Gestalten an, die einen angenehmen Anblick gewähren. Der Fußboden bestehet aus einem einzigen Steine, hat, wie die Wände und die Decke, weder Risse noch Fugen, und ist so schlüpfrig glatt, daß man, wenn man ohne zu fallen darauf gehen will, ihn zuvor mit Sand bestreuen muß. In der Tiefe, dem Eingange gerade gegenüber, befindet sich ein zu allen Zeiten mit klarem Wasser angefülltes Becken. Dieses Wasser kömmt aus einer kleinen, fast unerforschlichen Quelle; denn kaum sind die Fugen zu entdecken, durch welche es herabträufelt.

Die Decke ist gewölbt und dieses Gewölbe erhebt sich auch von außen, auf dem Gipfel des Berges, in Gestalt eines halben, in der Mitte sechs und zwanzig Fuß hohen Bogens. Gerade in dieser Mitte befindet sich eine ziemlich große Oefnung, welche, da sie noch über die Oberfläche des Berges hinausreicht, so viel Licht auffängt, daß die ganze Höle dadurch von oben herab erleuchtet wird. Dieses schöne und bewundernswürdige Werk der Natur erwählten die alten Apalachiten zum Tempel, das göttliche Gestirn des Tages darin zu verehren. Sie veränderten aber nicht das Geringste daran und setzten nichts dazu, als den Altar; gerade unter die Oefnung in der Mitte des Gewölbes einen einfachen steinernen Tisch, auf einen dicken Block [25].

Gebete und Büßungen.

Opfer und Gaben, Feste, Reinigungen und Büßungen, Loblieder und Gebete, wurden und

werden auch unter diesem Himmel für die Mittel gehalten, die Gnade und das Wohlwollen der unsichtbaren Mächte und Geister zu gewinnen und den Zorn derselben zu versöhnen. Welchen Antheil dieselben, insbesondere die Reinigungen und Büßungen, an den religiösen Gebräuchen hatten, wird sich in den folgenden Beschreibungen der Opfer und Feste und des Todtendienstes zeigen. Zum Voraus, einleitend dazu, hier etwas von den Gebeten außer den gottesdienstlichen Versammlungen, und von den Büßungen durch Gelübde.

Die Tschippewäer und die ihnen benachbarten Stämme beten täglich zu dem Herrn des Lebens und empfehlen sich seinem Schutze [26]. Andere bitten bei besonderen Gelegenheiten, für sich und Andere, den bösen Geist, ihnen kein Leid anzuthun; den guten, ihnen Seegen und Wohlseyn zu verleihen und den bösen Geist zu verhindern, ihnen Unheil zuzufügen [27]. Ein Oberhaupt der Ottowaer begleitete seinen Gast, als er wieder abreisen wollte, ans Ufer, und als sich derselbe eingeschifft hatte, betete er mit lauter Stimme:

„daß der große Geist ihm glückliche Reise, bei Tage einen unbewölkten Himmel und ein ruhiges Gewässer verleihen wolle; daß er sich des Nachts auf einer Decke von Bieberfellen niederlegen, eines ununterbrochenen Schlafs und fröhlicher Träume genießen, und endlich beständigen Schutz unter der großen Pfeife des Friedens finden möchte", u. s. w. [28]).

Ein junger Winnebagoer, Sohn eines Oberhauptes, erblickte kaum den von ihm noch nie gesehenen, bewundernswürdigen Missisippifall von St. Anton; so fieng er auch an, mit vernehmlicher Stimme zu dem großen Geiste zu sprechen, weil er meinte, es wäre hier einer von seinen Wohnplätzen. Er sagte zu ihm: „Ich habe einen weiten Weg gemacht, um dich hier anzubeten und will dir jetzt das Beste, was ich in meinem Vermögen habe, als Opfer darbringen". Hierauf warf er zuerst seine Pfeife in den Strom und seinen Tabacksbeutel; darnach die Armbänder von seinen Oberarmen und Handgelenken, sein Halsband und zuletzt die Ohrringe. Also schenkte er

seiner verehrten Gottheit alles, was er von einigem Werthe an und bei sich hatte. Während dem setzte er sein Gebet immer fort, indem er sich oft an die Brust schlug, die Arme hin und her schleuderte und in heftiger Gemüthsbewegung zu seyn schien. Endlich beschloß er es damit, daß er den großen Geist um seinen Schutz auf der weiteren Reise, um eine glänzende Sonne, einen blauen Himmel und helles heiteres Wetter bat; auch verließ er diesen Platz nicht eher wieder, bis sein europäischer Reisegefährte, dem großen Geiste zu Ehren, eine Pfeife mit ihm geraucht hatte [29]).

Ein alter Irokese, den ein christlicher Missionar auf seinem Sterbelager besuchte und tröstete, sagte endlich einigemale nacheinander: „Großer Geist! Großer Geist! warum hast du dich mir nicht eher zu erkennen gegeben? Ich habe dich so oft gefragt: Wer bist du? wo bist du? was willst du, das ich thun soll? und niemals hast du mir antworten wollen. Ohne Zweifel bin ich es nicht werth gewesen, weil ich dich zu sehr beleidiget hatte. Allein, womit habe ich es jetzt verdienet,

daß du diesen Graurock zu mir sendest, der mir saget, wer du bist. Ach! weil du denn so gut und so gnädig bist, so muß ich dich sehen. Nimm auf meine Seele! u. s. w." [30]).

Wenn die Irokesen einen Kriegszug beschlossen haben, stellt der Kriegsanführer vorher ein Fest an. Er eröfnet es mit einigen, von ihm allein angestimmten Gesängen; dann macht er den Anwesenden bekannt, daß er diese Feierlichkeit dem Areskovi, d. i. dem Kriegsgott zu Ehren veranstaltet habe, und hierauf wendet er sich zu diesem und sagt: „Ich rufe dich an, daß du mir in meinen Unternehmungen günstig seyn und mit mir und meiner Familie Mitleiden haben mögest. Auch alle guten und bösen Geister rufe ich an, alle, die in der Luft, über und unter der Erde wohnen, mich und meine Gefährten zu erhalten, damit wir alle nach einem glücklichen Kriegszuge wieder in unser Land zurückkommen mögen." Alle Anwesenden antworten mit dem wiederholten Ausruf: ho! ho! und begleiten damit seine Wünsche und sein Gebet [31]). Die sogenannten Nordwest-Indianer

um den See la Mort, wenn sie in den Krieg ziehen, stimmen folgenden Gesang an: „Wabindam, Kitchen Mannitoo, haguarmissey neatissum —" d. i. „Herr des Lebens, siehe mich gnädig an, du hast mir Muth gegeben, meine Adern zu öffnen!" [32])

Die Völker in Florida begrüßten die Sonne, wenn sie herauf kam und wenn sie untergieng, und sangen ihr Lieder. Dergleichen Lobgesänge pflegten sie auch bei ihren Festen anzustimmen und darin zu sagen: die Strahlen ihrer leuchtenden Gottheit hätten die Kraft allen Geschöpfen das Leben zu geben; die unfruchtbarsten Länder und Gebirge fruchtbar zu machen; Krankheiten zu heilen und dergleichen. Beim Untergange baten sie dieselbe zugleich, zur rechten Zeit wieder zurückzukehren und die Welt mit ihrem Lichte zu erfreuen [33]). Die Tschippewäer bitten, wie es scheint, außer dem große Geist, auch die Geister der Sonne und des Mondes um Glück; denn wenn sie auf die Jagd ausziehen, singen sie folgendes Lied:

Aufstehen will ich vor der Sonne,
Und besteigen jenen Hügel,
Zu sehen, wie das neue Licht,
Verjaget die Dünste,
Hinwegtreibt die Wolken.
Großer Geist verleihe mir Glück!
Und wenn hinab ist die Sonne,
Dann leihe du, o Mond!
Mir hinreichendes Licht,
Mich sicher zu führen; beladen mit Wild,
Zurück in meine Wohnung [34]).

Auch Gelübde sind diesen Völkern nicht unbekannt. Wenn auf ihren Jagden und Reisen die Lebensmittel zu Ende gehen, welches nicht selten der Fall ist, so geloben sie, zu Ehren ihrer Schutzgeister, dem Oberhaupte ihres Dorfes von dem ersten erlegten Thiere ein Stück zu geben, und nicht eher davon zu essen, bis sie ihr Versprechen erfüllt haben. Macht die Entfernung des Oberhauptes die Vollziehung dieses Gelübdes unmöglich, so wird das ihm bestimmte Stück verbrannt [35]). Bei den Irokesen gab es vor Zeiten gewisse heilige, den göttlichen Geistern gewidmete, Jungfrauen.

Man nannte sie Jeouinnon. In neueren Zeiten sind sie abgekommen, und man weiß sogar nicht mehr, zu welchen religiösen Verrichtungen sie verpflichtet gewesen sind. Sie lebten in Gemeinschaft, beschäftigten sich, um nicht müssig zu seyn, mit allerlei, ihrem Geschlechte anständigen Arbeiten, und kamen niemals aus ihren Cabanen. Das Volk behandelte sie ehrerbietig und ließ sie in Ruhe. Ein kleiner, von den Aeltesten des Volks dazu ausgesuchter Knabe, brachte ihnen die nothwendigsten Bedürfnisse herbei; so bald aber die zunehmenden Jahre seine Dienste verdächtig machen konnten, erhielt ein anderer seine Stelle. Noch findet man unter den Huronen und Irokesen zuweilen Männer, die sich dem Gelübde der Keuschheit ergeben haben; auch trauen sie gewissen Heilungskräutern nur dann eine glückliche Wirkung zu, wenn sie von reinen Händen angewendet werden [36].

Von den Opfern, Feierlichkeiten und Festen.

Opfer sind von den ältesten Zeiten her gewöhnlich, und man hält dieselben für eben so nothwendig, als wichtig und heilig. Ein Hausvater würde fürchten, sich und seiner Familie Krankheiten und Unglück, Untergang und Tod zu bereiten, wenn er dieselben unterlassen, oder nachlässig und nicht zur rechten Zeit verrichten wollte. Man opfert in der Regel nicht bloß seinen besonderen Schutzgeistern, sondern allen guten und bösen Geistern, auch den Seelen der Verstorbenen; zuweilen für sich allein, zuweilen in Gesellschaft der Familie, oder gar bei Versammlungen des ganzen Stammes oder der Völkerschaft. Man thut es entweder bei außerordentlichen Gelegenheiten, bei wichtigen Geschäften, Unternehmungen und Ereignissen, oder an besonderen herkömmlichen Festtagen. Die Opfergebräuche werden im Allgemeinen von den Familienvätern oder den ältesten Männern besorgt; mehrere Völker aber,

besonders diejenigen, bei welchen man Tempel findet, hatten und haben eigene Priester.

An den Abhängen jäher Felsenpfade, an den Ufern gefährlicher Wasserstürze findet man häufig Muschelhalsbänder, Taback, Maisähren, Thiere und Thierhäute; als eben so viele, den herrschenden Geistern dieser Orte dargebrachte Opfer. Auf der Jagd opfern sie, um glücklich zu seyn, ganz allein für sich einen Hirsch oder ein anderes erlegtes Thier. Sie theilen es in kleine Stücke, werfen sie auf dem Boden herum zur Speise für die Vögel, und sehen in einiger Entfernung ruhig zu, wie sie das Fleisch verzehren. Hören sie in der Nacht eine Eule schreien, so streuen sie, indem sie leise ein Gebet hersagen, etwas Taback ins Feuer, und versprechen sich für den nächsten Tag eine glückliche Jagd. Die Irokesen und andere legen zuweilen auf die Dächer ihrer Cabanen an die freie Luft Baumzweige, zusammengeflochtene Aehren von ihrem Getraide, Halsbänder von Muschelschalen, ja auch wohl Thiere, und weihen alle diese Gaben der Sonne. Herumschweifende Völkerstämme hängen die Häute wilder Thiere an

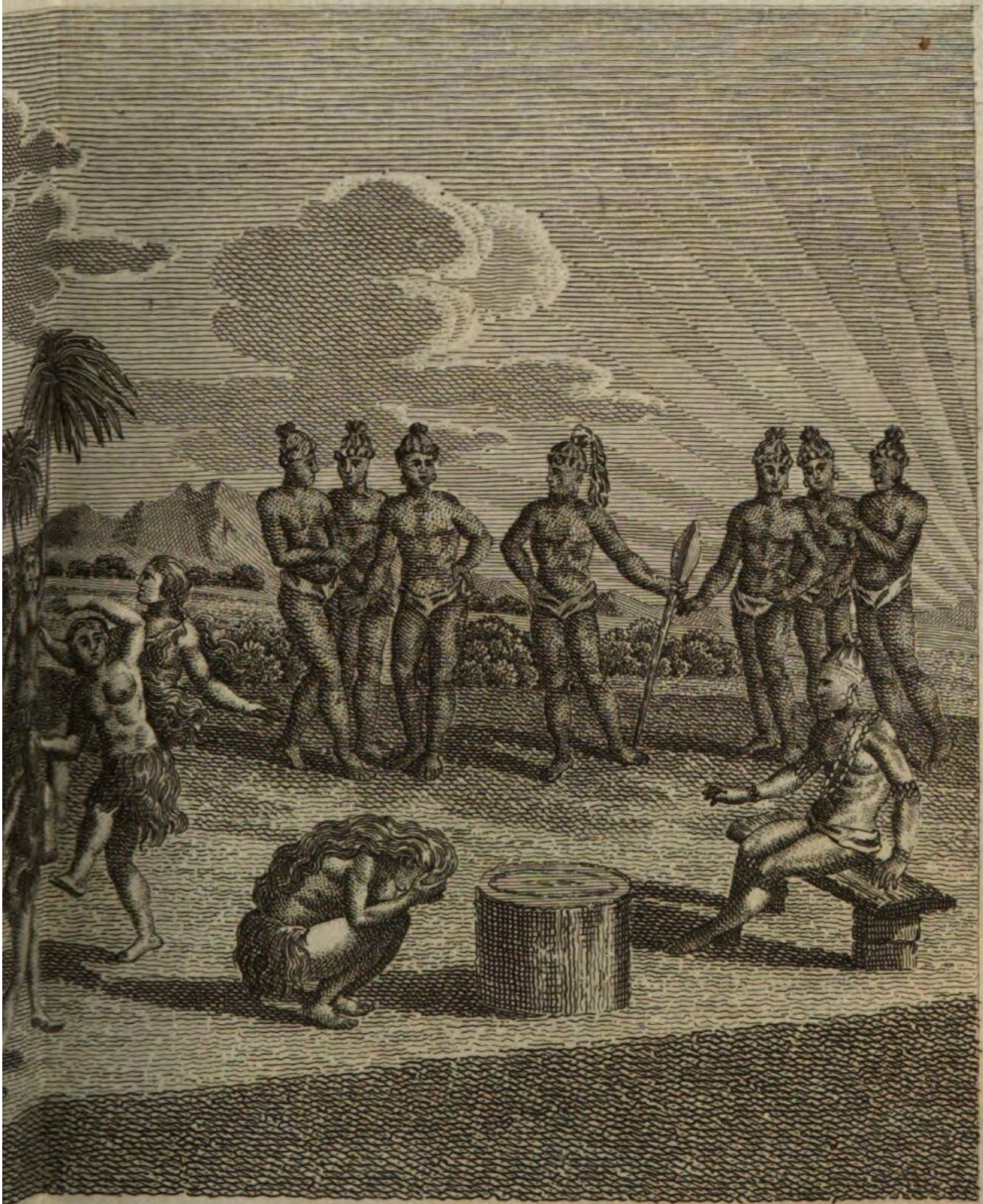
die Zweige verehrter Bäume. Waren sie glücklich auf der Jagd oder beim Fischfang, so wird bei dem frohen Mahle den göttlichen Mächten, ja den Geistern der erlegten Thiere, etwas von der erlangten Beute geopfert. Auch bei Krankheiten bringt man Opfer, und es darf einer nur Zahn- oder Kopfweh haben, so heißt es gleich: „die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt seyn." Wer sich in irgend einer großen Gefahr befindet, legt sich aufs Angesicht nieder, schreiet laut auf, wirft eine Hand voll Taback ins Feuer und sagt in der Angst: „da rauch, und sey doch gut und thu mir nichts!" Sie wollen damit den bösen Geist versöhnen, von dem sie unter andern auch, leider! mit vielem Rechte glauben, er gebrauche insbesondere die weißen Leute, um ihnen allen möglichen Schaden zuzufügen [37]). Wird ein Utauais, während er sich zu Schiffe befindet, von einem Sturme überfallen, so erwürgt er einen Hund oder ein anderes Thier, wirft es ins Wasser, und sagt zu dem Schutzgotte des Sees: „Sey doch nur zufrieden, ich gebe dir ja meinen Hund!" [38]) Sehr natürlich war man

früher darauf bedacht, die feindseligen Mächte zu besänftigen, als den gütigen für ihre Wohlthaten dankbar zu seyn. So lange die mütterliche Natur dem Menschen mit dem Kindersinne ihre Reichthümer in ungestörter Ordnung darbot, konnte es ihm nicht einfallen, die Veranlassung derselben zu erforschen. Ungewöhnliche Begebenheiten, welche jenen regelmäßigen Lauf unterbrachen, brachten ihn zuerst auf den Gedanken, daß wohl unsichtbare Mächte die Urheber derselben seyn möchten. Bei weiterem Nachdenken hielt er sie, da sie eine wohlthätige Ordnung störten, für böse und mißgünstig; jene Ordnung aber, deren Werth er nun erst schätzen lernte, auch für das Werk solcher unsichtbaren Mächte von gütiger Natur.

Einige Stämme in Florida brachten ihren Oberhäuptern oder vielmehr der Sonne, für deren Kinder sie gehalten wurden, ihre männliche Erstgeburt zum Opfer. Nach dem Berichte eines Augenzeugen, saß der Paraušti oder das Oberhaupt, bei einer solchen Feierlichkeit auf einer Bank, vor welcher ein zwei Fuß an Umfang und Höhe haben=

Opfer der maennlichen

T. II.



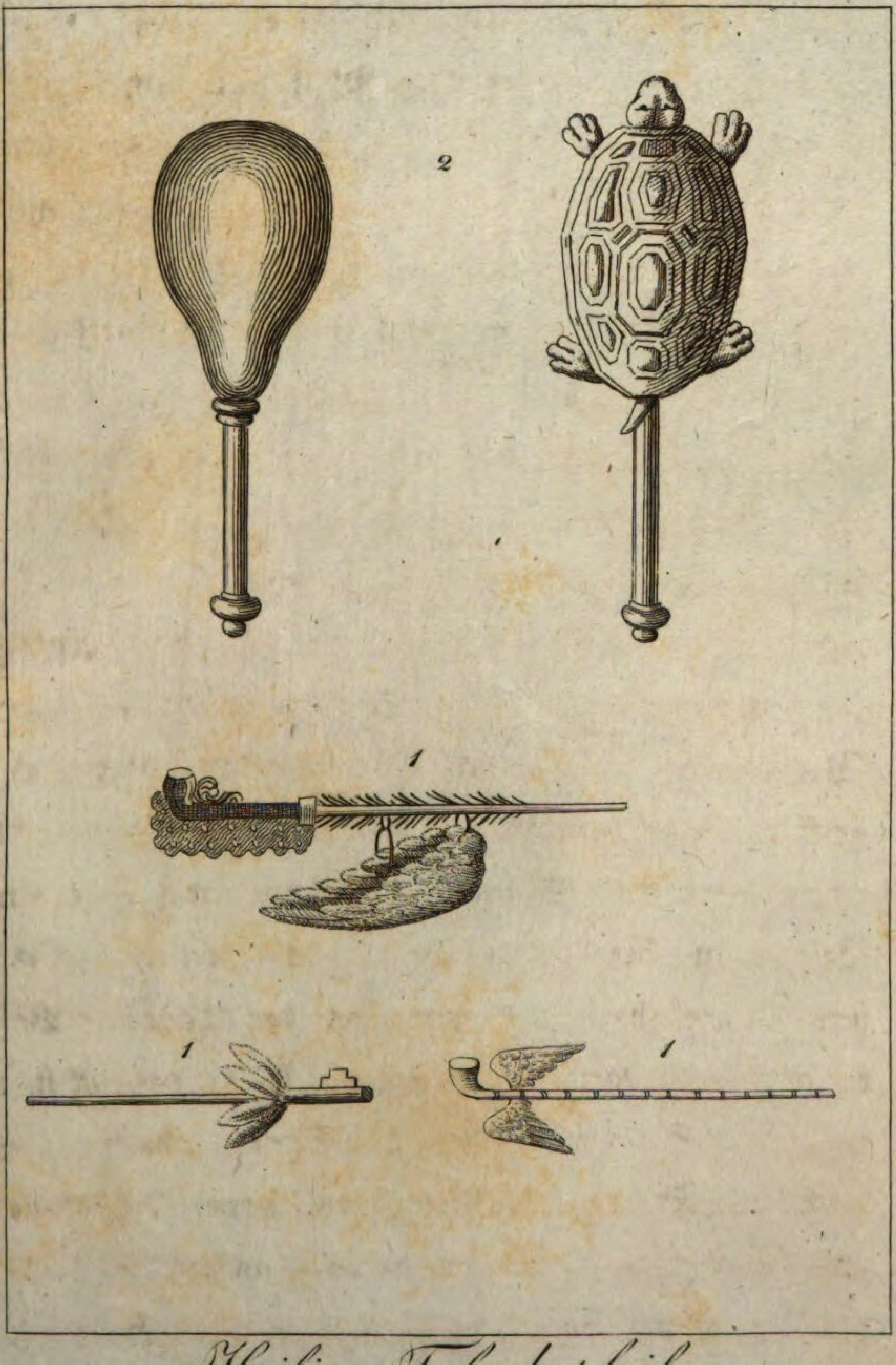
en Erstgeburt in Florida.

der Block stand. Vor demselben kauerte sich die Mutter des Kindes auf ihre Fersen nieder, und beklagte, indem sie das Gesicht mit den Händen bedeckte, mit Thränen und Seufzern das Schicksal desselben. Eine Freundin oder Anverwandte zeigte das Kind dem Paraufti, dann begab sie sich mit demselben in die Mitte eines Kreistanzes, welchen die anwesenden Weiber unterdessen begonnen hatten, tanzte auch und sang einige Lieder zum Lobe des Oberhauptes. Während dem erschienen an dem einen Ende des Platzes sechs dazu ausersehene Männer, die in ihrer Mitte einen siebenten, den aufs köstlichste geschmückten und mit einer großen Keule bewafneten Opferer führten. Dieser nahm nach geendigtem Tanze und einigen anderen Ceremonien das Kind, legte es auf den Block und schlug es mit der Keule tod [39]).

Fast bei allen diesen Völkerschaften ist der Rauch des Tabacks, insbesondere aus dem bekannten Kalumet oder der Friedenspfeife eine Opfergabe für die Geister. Um sie nicht zu beleidigen und ihren Zorn aufzuregen, darf man dem, mit

welchem man sie gemeinschaftlich verehrt hat, indem man aus einer und derselben Pfeife mit ihm rauchte; keinen Schaden zufügen. Der Kopf einer solchen Pfeife besteht aus Thonerde oder Marmor, meist aus rothem; das mit buntfarbigen Hieroglyphen schön bemalte, und mit den schönsten Vogelfedern, Stachelschweinspitzen und anderen bunten Kleinigkeiten gezierte, drei bis vier und einen halben Fuß lange Rohr aber, aus einem leichten Holze oder Schilf. Jede Völkerschaft hat ihre besonderen Verzierungen, und sie wissen sogleich beim ersten Anblick zu bestimmen, welchem Stamme eine zugehört. Wer dieselbe bei sich führt, steht nach unseren Begriffen unter dem Gottesfrieden, und kann selbst unter feindlichen Stämmen herumreisen, ohne eine Beleidigung fürchten zu dürfen. Die wohlthätige Erfindung derselben dankt man nach der Sage der Völkerschaft der Parier, die an den Ufern des Missuri wohnte. Sie versicherten, die Sonne habe sie ihnen geschenkt, Friede und Vereinigung damit herzustellen und zu erhalten. Daher werden insbesondere Friedensunterhandlungen mit dem feierlichen Gebrauche

T. III.



1. Heilige Tabackspfeifen.
2. Musikalische Klappern.

[illegible]

derselben eröffnet. Haben sich die Oberhäupter niedergesetzt, so füllt sie der Adjutant des großen Kriegers mit Taback an, unter welchen gewisse andere Kräuter gemischt sind. Dabei ist er sorgfältig bemüht, die Erde nicht damit zu berühren. Hierauf nimmt er eine Kohle aus dem mitten in der Versammlung brennenden Feuer und legt sie darauf; sobald aber der Taback brennt, wirft er dieselbe wieder weg. Nun legt er die Pfeife waagerecht in die Hand, hält sie erst gegen den Himmel, dann gegen die Erde, und hierauf dreht er sich in einem Kreise herum. Durch die erste dieser Bewegungen bietet er sie dem großen Geiste an, um seinen Beistand zu erhalten; durch die zweite glauben sie den widrigen Einflüssen der bösen Geister vorzubeugen und durch die dritte den Schutz der Geister zu erlangen, welche die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen. Hierauf reicht er die Pfeife den verschiedenen Oberhäuptern und Kriegern, einem nach dem andern; jeder thut einige Züge daraus und bläst den Rauch zuerst gegen den Himmel, und dann, rund um sich herum, auf die Erde [40].

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Eigentliche Opferfeste haben insbesondere die Delawaren und andere ihnen benachbarte Völkerschaften, und zwar größere und kleinere. Der größeren sind fünf. Das erste wird in jeder Familie alle zwei Jahre einmal begangen; gewöhnlich im Herbste, selten im Winter. Außer den Mitgliedern derselben werden auch Gäste, selbst Bewohner anderer Ortschaften, dazu eingeladen. Das Oberhaupt der Familie ist verbunden, alles, was dazu nöthig ist, zu besorgen. Er schickt die junge Mannschaft aus, die erforderliche Anzahl von Hirschen und Bären zu schießen. Haben sie die volle Anzahl erlegt, dann ziehen sie feierlich im Dorfe ein und liefern das Fleisch ins Opferhaus. Die Weiber haben unterdessen Holz zum Kochen herbeigeschafft, auch langes Gras zur Streu für die Gäste, darauf zu sitzen oder zu liegen. Sind die Geladenen alle beisammen, dann wird das gekochte Fleisch in großen Kesseln aufgetragen und nebst Welschkornbrod durch die Diener ausgetheilt. Während dem gießen einige der ältesten Männer etwas von dem Fette ins Feuer, und darin besteht eigent=

lich das Opfer. Das Fleisch muß von den Gästen rein aufgezehrt werden: so ist es Gesetz. Die Knochen werden verbrannt, damit nicht die Hunde etwas davon erhaschen. Nach vollbrachter Mahlzeit wird von Männern und Weibern ein anständiger Tanz aufgeführt. Dabei läßt sich ein Sänger hören, indem er hin und her geht, und eine kleine Schildkrötenklapper schüttelt. Der Inhalt seines Gesanges betrifft gewisse Träume, die Manittos der Anwesenden und alle Dinge, die ihnen auf irgend eine Weise nützlich sind. Ist er müde, so setzt er sich wieder zu Tische und ein anderer beginnt seinen Gesang. Auf solche Weise währet dieses Opferfest drei oder vier Nächte; denn es fängt allemal Nachmittags an und dauert die Nacht hindurch bis an den Morgen.

Das zweite Opferfest unterscheidet sich von dem ersten allein dadurch, daß nur die Männer tanzen, fast nackt und am ganzen Körper mit weißem Thon bestrichen.

Bei dem dritten werden gegerbte Hirschhäute an alte Männer oder Weiber verschenkt. Diese

hüllen sich in dieselben, gehen hinaus vor das Haus und bitten, mit gegen den Aufgang der Sonne gerichtetem Angesicht, den großen Geist, ihre Wohlthäter zu seegnen.

Das vierte gilt einem sehr gefräßigen und unersättlichen Geiste. Das zubereitete Bärenfleisch muß von den Anwesenden rein aufgezehrt und das Fett wie Wasser getrunken werden.

Das fünfte wird zur Ehre des Feuers angestellt, welches der Ur= und Stammvater aller dieser Völker seyn soll, und zur Ehre von noch zwölf Manittos, welche theils Thiere, theils Gewächse sind, und ist besonders merkwürdig. Man erbaut im Opferhause einen großen Schwitzofen auf folgende Weise. Zwölf Stangen, jede von einer andern und bestimmten Holzart, werden in die Erde befestigt, oben zusammen verbunden und außen rings herum mit wollenen Decken dicht zugehangen. Der ganze Bau ist so hoch, daß ein Mann zur Noth darin stehen und gehen kann. Nach der Opfermahlzeit wird derselbe mit zwölf großen, glühend heißen Steinen geheizt; zwölf Männer

kriechen hinein, und bleiben darin, so lange sie es aushalten können. Ein dreizehnter, ein dazu auserwählter alter Mann, schüttet während dem, als Opfer für das Feuer, auf jeden der zwölf glühenden Steine etwas Taback, welches in dem engen Gemach einen gewaltigen Dampf verursacht. Kommen die Männer wieder heraus, so liegen sie eine Weile, wie in Ohnmacht. Nachher wird die Haut eines großen Hirschbocks, woran sich der Kopf mit dem Geweihe noch befindet, an einem Pfahle aufgehangen. Dabei stellen sie sich hin und verehren den großen Geist mit Gebet und Gesang.

Außer diesen großen Opferfesten werden zuweilen und nach Gefallen auch kleinere Privatopfermahlzeiten angestellt, und dazu nur Gäste geladen, die nicht zur Familie gehören. Sie allein müssen das Mahl verzehren, der Wirth aber und seine Angehörigen genießen gar nichts davon; wahrscheinlich weil es zu Ehren der Gastfreiheit gegeben wird. Augenzeugen, die einem solchen Feste in einer ihnen angewiesenen Ecke des Hauses als Zuschauer beiwohnten, aber die Sprache des Volks

nicht verstanden, machten folgende Beschreibung davon. Mitten im Hause lag ein Haufen Welschkorn in Kolben, mit Stücken gekochtem Hirschfleisch an hölzernen Spießen, besteckt. Die Gäste setzten sich, in Familien abgetheilt, reihenweise auf Bärenhäute und waren ganz stille. Vier Männer giengen vor die Hausthüre hinaus und erhoben in einem heulenden Tone ein klägliches, aber kurzes Geschrei. Als sie wieder hereinkamen, stimmte die ganze, wohl aus hundert Personen bestehende Gesellschaft einen Gesang an. Hierauf setzte sich ein alter Mann mitten im Hause zum Feuer nieder und eine Frau salbte ihm mit flüssigem Bärenfett Haupt, Brust, Schultern und Arme, während die Anwesenden die größte Stille beobachteten. Nun fieng er an, Aussprüche in kurzen Sätzen zu thun, die mit großer Aufmerksamkeit angehört wurden. Darnach setzte er sich wieder an seinen Ort und die ganze Gesellschaft stimmte abermals Gesänge an. Jetzt wurden, wie es schien, durch Grashalmen, deren jeder Gast einen zog, sechs Diener bestimmt, die sich sogleich hinter den Korn=

haufen stellten und dann auf ein von dem Alten gegebenes Zeichen die Spieße mit Fleisch verhältnißmäßig unter die Familien austheilten. Nachdem es verzehrt war, wurde wieder gesungen, und auf ein abermaliges Zeichen des Alten warfen die Diener die Kornkolben den Gästen mit großer Schnelligkeit aus der Ferne zu. Dabei gieng es sehr geräuschvoll und fröhlich her, denn jeder war bemüht, die meisten zu erhaschen. Den Beschluß der ganzen Feierlichkeit machte das Verbrennen der Knochen [41]).

Die Knisteneaux begehen, außer zwei regelmäßigen Hauptopferfesten im Frühling und im Herbst, manche religiöse Feierlichkeiten bei zufälligen Veranlassungen, z. B. nach langen glücklich überstandenen Krankheiten. In diesem Falle wird die Wohnung desjenigen, der sie veranstaltet, gänzlich ausgeräumt und durchaus mit grünen Zweigen bestreut. Nachdem auch Feuer und Asche weggebracht worden sind, wird ein neuer Heerd aus frischer Erde bereitet und ein neues Feuer angezündet. Nun bleibt der Besitzer der

Wohnung ganz allein in derselben, und eröffnet die Feier damit, daß er eine schön zugerichtete und gefärbte Musethierhaut oder ein Tuch vor sich ausbreitet, seinen sogenannten Arzneibeutel öffnet und die darin enthaltenen Sachen darauf ausstellt. Zuerst das etwa acht Zoll lange geschnitzte Bild des hochverehrten Hausgottes oder Schutzgeistes, welches zuerst in Flaumfedern, dann in Birkenrinde und darüber in mehrere Lagen Tuch, eingewickelt ist; darnach die mit Stacheln für jeden getödteten Feind, mit Federn, Biber- und Adlerklauen besteckte und verzierte Kriegsmütze; ein Stück Taback; die Pfeife, und verschiedene, wegen ihrer Heilkräfte geschätzte, Wurzeln und Kräuter. Sind alle diese Sachen ausgelegt, das heilige Pfeifenrohr auf zwei Gabeln, da es den Boden nicht berühren darf: so läßt der Hausbesitzer denjenigen, den er am meisten schätzt, herbeirufen. Dieser setzt sich ihm gegenüber, und nun wird die Pfeife gestopft und an das Rohr befestiget. Unterdessen sind auch die übrigen anwesenden Männer herbeigekommen, zuweilen auch

die Weiber, als demüthige Zuschauer. Hierauf zünden die Gehülfen den Taback an mit einer darauf gelegten Kohle, die mit einer hölzernen Zange aus dem Feuer geholt worden ist, und reichen die Pfeife dem Opfernden. Er empfängt sie stehend, faßt sie zwischen beide Hände, wendet sich nach den vier Weltgegenden, zuerst nach Osten, thut jedesmal einige Züge und bläst den Rauch mit emporgerichteten Augen gegen sie hin. Darnach nimmt er das Rohr zwischen die drei ersten Finger beider Hände; erhebt es, bis es der Stirne gegenüber ist; schwingt es dreimal von Osten nach Westen; richtet und hält es schwebend nach verschiedenen Punkten und endlich legt er es wieder auf die Gabeln. Nun hält er eine Rede, welche die Veranlassung zu der gegenwärtigen Feierlichkeit bekannt macht, und mit Danksagung und Gebet an den Herrn des Lebens, für seine bisherigen Wohlthaten und um die Fortsetzung derselben, schließt. Nach dieser Rede setzt er sich wieder nieder und die ganze Gesellschaft erklärt ihren Beifall durch den gedehnten Ausruf: Ho!

Die Gehülfen reichen ihm aufs neue die Pfeife, er nimmt abermals drei Züge, verrichtet ein kurzes Gebet, und giebt sie dann, in der Richtung von Osten nach Westen, allen Anwesenden. Jeder thut einige Züge und sagt dem Opfernden etwas. Ist sie ausgeraucht, so schwingt er sie drei bis viermal um seinen Kopf und legt sie wieder an ihren Ort. Zum Beschluß der ganzen Feier dankt er den Anwesenden für ihre Gegenwart und wünscht ihnen und dem ganzen Stamme Gesundheit und langes Leben.

An den großen Opferfesten werden fette Hunde, besonders ganz weiße, geopfert, auch giebt jeder allerlei Stücke seines Eigenthums her, es als Opfer aufzuhängen. Der Schauplatz der dabei gewöhnlichen Feierlichkeiten ist eine gegen das Ufer eines Sees oder Flusses hin offene, hochliegende Verzäunung, um die Vorbeireisenden auch zur Darbringung von Opfern zu veranlassen. Wenn einer derselben, sey er von der Völkerschaft oder ein Fremder, etwas von den aufgehangenen Opfern nöthig brauchen kann, so ist es

ihm erlaubt, es gegen eine andere Sache, wenn auch von geringerem Werthe, an sich zu nehmen; ohne Ersatz aber es zu thun oder etwas muthwillig anrühren, ist eine sündliche Handlung, durch welche man den großen Herrn des Lebens aufs höchste beleidiget [42]).

Die alten Einwohner von Virginien opferten den von ihnen verehrten unsichtbaren Mächten, meistens aber nur den bösen Geistern, Pelzwerk, Fett, Früchte, und die besten Stücke von dem auf der Jagd erlegten Wild. Zu den Rauchopfern bedienten sie sich, wie die meisten dieser Völker, vorzüglich des Tabacks. Sie feierten mehrere nach den Jahreszeiten eingerichtete Feste, bei der Ankunft ihrer wilden Vögel, der Gänse, Enten und anderer; zur Zeit ihrer Jagd, und ein Erndtefest, wenn die Früchte reif waren. Dieses war das vornehmste, und es mußten sich bei demselben alle und jede, ohne Ausnahme des Standes und Geschlechtes, einer Arbeit unterziehen [43]).

Bei den Natches, deren mit einer sehr großen Gewalt über die Völkerschaft bekleidete Oberhäupter den Namen der Sonne führten, mußte sich an jedem Morgen, sobald die himmlische Sonne heraufstieg, die irdische hinaus vor ihre Cabane begeben, sich mit dem Angesicht gegen Morgen auf die Erde nieder werfen und dreimal nach einander einen heulenden Ton hören lassen. Darnach ergriff sie eine dazu bestimmte, schon brennende heilige Pfeife, und blies deren eingezogenen Rauch zuerst gegen die Sonne, dann aber auch gegen die anderen Weltgegenden. Die Hausväter waren verpflichtet, die Erstlinge der Jagd, der Fischerei und des Feldbaues in den oben beschriebenen Tempel des heiligen Feuers zu bringen. Dahin kamen auch alle, der ganzen Völkerschaft gemachte, Geschenke. Nachdem sie vor dem Tempel ausgestellt, und von dem Hüter desselben den Geistern dargeboten worden waren, trug sie dieser zu der irdischen Sonne, welche nach Gefallen davon behielt oder vertheilte. Die Opfer an Brod und Mehl, die bei jedem Neumond gebracht wur-

den, kamen den Tempelhütern zu. Unter den allgemeinen Festen begieng man das Erndtefest am feierlichsten, nämlich drei Tage lang mit Mahlzeiten, Spielen und anderen Lustbarkeiten. Jeder gab dazu Maiz, Bohnen und Melonen, Wild und Fische. Die irdische Sonne hatte nebst ihrer Gemahlin den Vorsitz in einer erhabenen, mit Laubwerk bedeckten Hütte. Auf einem Tragsessel wurden sie dahin getragen, und jene hielt einen mit kostbaren Federn verzierten Stock gleich einem Scepter in der Hand. Am dritten Tage schloß sich die ganze Feierlichkeit damit, daß die Sonne eine Rede an die Versammlung hielt, in welcher sie einen jeden zu Beobachtung seiner Pflichten, insbesondere gegen die in dem Tempel wohnenden Geister, und bei Erziehung der Kinder aufmunterte, und denjenigen, die sich durch besonders rühmliche Thaten ausgezeichnet hatten, das gebührende Lob ertheilte [44]).

Ein ähnliches, sehr feierliches Erndtefest haben die Krihks, bei denen die Bestellung der Felder, wie das Einsammeln der Früchte, gemein-

schaftlich vollbracht wird. Es beginnt damit, daß man die Hausgeräthschaften, insbesondere die zur Bereitung der Speisen dienlichen, zerschlägt und, nebst dem noch übrigen Vorrathe an altem Getraide und anderen veralteten Sachen, auf einem großen Haufen verbrennt. Nachdem alle Häuser und die ganze Ortschaft gereinigt und ausgefegt worden sind, erhalten die Einwohner von ihren Priesterärzten ein Reinigungsmittel. Sie gebrauchen es während eines dreitägigen strengen Fastens, wozu man in allen Häusern die Feuer auszulöschen pfleget. Am vierten Morgen begiebt man sich auf den öffentlichen Versammlungsplatz, und der Oberpriester zündet durch Zusammenreiben zwei trockener Holzstücke neues, reines Feuer an. Nachdem dasselbe in alle Wohnungen vertheilt worden ist, holen die Weiber neues Getraide und neue Früchte vom Erndtefeld. Sie bereiten in neuen Gefäßen Speisen und Getränke daraus, und bringen sie nach dem öffentlichen Platze. Dort werden sie von den, in neuen Kleidern und in neuem Putze versammelten, Einwohnern bei einem

Sonnenopfer

T. IV.

in Florida.

gemeinschaftlichen Mahle genossen; hier von den Männern, dort von den Weibern und Kindern. Darauf folgen Tänze und Gesänge, und nur der neue Morgen setzt der allgemeinen Freude ein Ziel. Bei diesem Feste werden alle Vergehungen verziehen und alle Beleidigungen vergeben und vergessen. Derjenige, welcher sich nach Verlauf desselben über eine vorhergegangene beklagen wollte, würde Gefahr laufen, allgemein beschimpft zu werden [45]).

Von den jährlichen Festen der Völkerschaften in Florida kennt man ein Jagdfest und ein Bußfest zu Ehren des bösen Geistes. Bei jenem, welches im Frühjahr angestellt wurde, weihete man der Sonne die Abbildung eines Hirsches. Man nahm dazu die ausgestopfte Haut des allergrößten, der nur aufzutreiben war, schmückte sie, besonders Kopf und Geweih, mit Blumen und Früchten, und stellte sie, mit gegen den Aufgang der Sonne gerichtetem Kopfe, auf den Gipfel eines entzweigten Baumes. Darauf warfen sich die Anwesenden auf die Kniee nieder, um unter der Lei-

tung des Oberhauptes und des Priesters Gebete und Lieder an die Sonne zu richten, in welchen sie dieselbe anriefen, die Früchte des Landes zu seegnen und demselben ferner seine Fruchtbarkeit zu erhalten. Die Hirschhaut ließ man auf dem Baume stecken, bis ins folgende Jahr.

Das zweite wurde begangen, um die Gewogenheit des Toja zu erhalten. Man versammelte sich, unter der Anführung des Oberhauptes, auf einem von den Weibern Tags vorher bestens zubereiteten und ausgeschmückten, großen Platze. Es wurde ein Kreis geschlossen, in dessen Mitte erschienen drei Priester, am ganzen Körper mit mancherlei Farben gemalt. Sie führten Trommeln in den Händen, nach deren Klange sie tanzten und sangen und allerlei wunderbare Bewegungen machten. Die Gesänge wurden von der Versammlung chorweise beantwortet. Hatten die Priester drei oder viermal in dem Kreise herumgetanzt, so verließen sie ihn plötzlich und begaben sich mit der Eile eines Fliehenden in den nahen Wald, um sich daselbst mit dem Toja zu unterhalten. Nun fiengen die

Weiber an zu heulen und zu weinen, bis der Tag sich endigte, und dabei schnitten und ritzten sie ihre Töchter mit scharfen Muschelschalen in die Arme. Das Blut, welches aus diesen Wunden floß, sprengten sie, unter dreimaliger Anrufung des Toja, in die Luft. Nach zwei Tagen kamen die Priester aus dem Walde zurück. Schon hatte dieselbe Versammlung wieder einen Kreis geschlossen, und sie begaben sich in denselben, um abermals zu tanzen. Eine Mahlzeit machte den Beschluß der ganzen Feierlichkeit; den Priestern doppelt erwünscht; denn sie hatten während der drei Tage fasten müssen, um zu dem Umgange mit Geistern geschickt zu seyn [46]).

Die Stämme an den Apalachischen Gebirgen, deren gottesdienstliche Versammlungen auf dem Berge Olaimy gehalten wurden, stellten daselbst, der Sonne zu Ehren, jährlich vier große und allgemeine Feste an. Die Einführung des Sonnendienstes legten ihre alten Lieder einem Jaua, Namens Karakairy, bei. Dankbar sang man sein Lob, denn er war es auch, der ihre

Vorfahren gelehrt hatte, das Feld zu bauen und die wilden Thiere zu erlegen, welche bis dahin große Verwüstungen anrichteten [47]). Zu den vier großen Festen fanden sich nicht nur die Bewohner der sechs Landschaften ein, sondern auch viele von den benachbarten, mit ihnen verbündeten Völkerschaften. Man brachte Kleider und andere Opfergeschenke mit und übergab sie den Priestern, um sie unter die Armen zu vertheilen. Die Priester bestiegen den Berg jedesmal schon am Tage vor dem Opferfeste, um sich zu den feierlichen Handlungen des folgenden Tages vorzubereiten. Zu ihrem Aufenthalte waren kleine Hütten oder Gezelte aufgerichtet. Das Volk folgte ihnen erst gegen Anbruch des festlichen Tages nach; während der ganze, um den Berg herumführende Weg, so wie der Gipfel desselben durch, an verschiedenen Orten angezündete, Feuer erleuchtet waren. Man versammelte sich oben auf dem schön geebneten und geräumigen Gipfel, und hier verweilte die Menge auch bei Vollziehung der heiligen Gebräuche; denn nur den Priestern war es erlaubt,

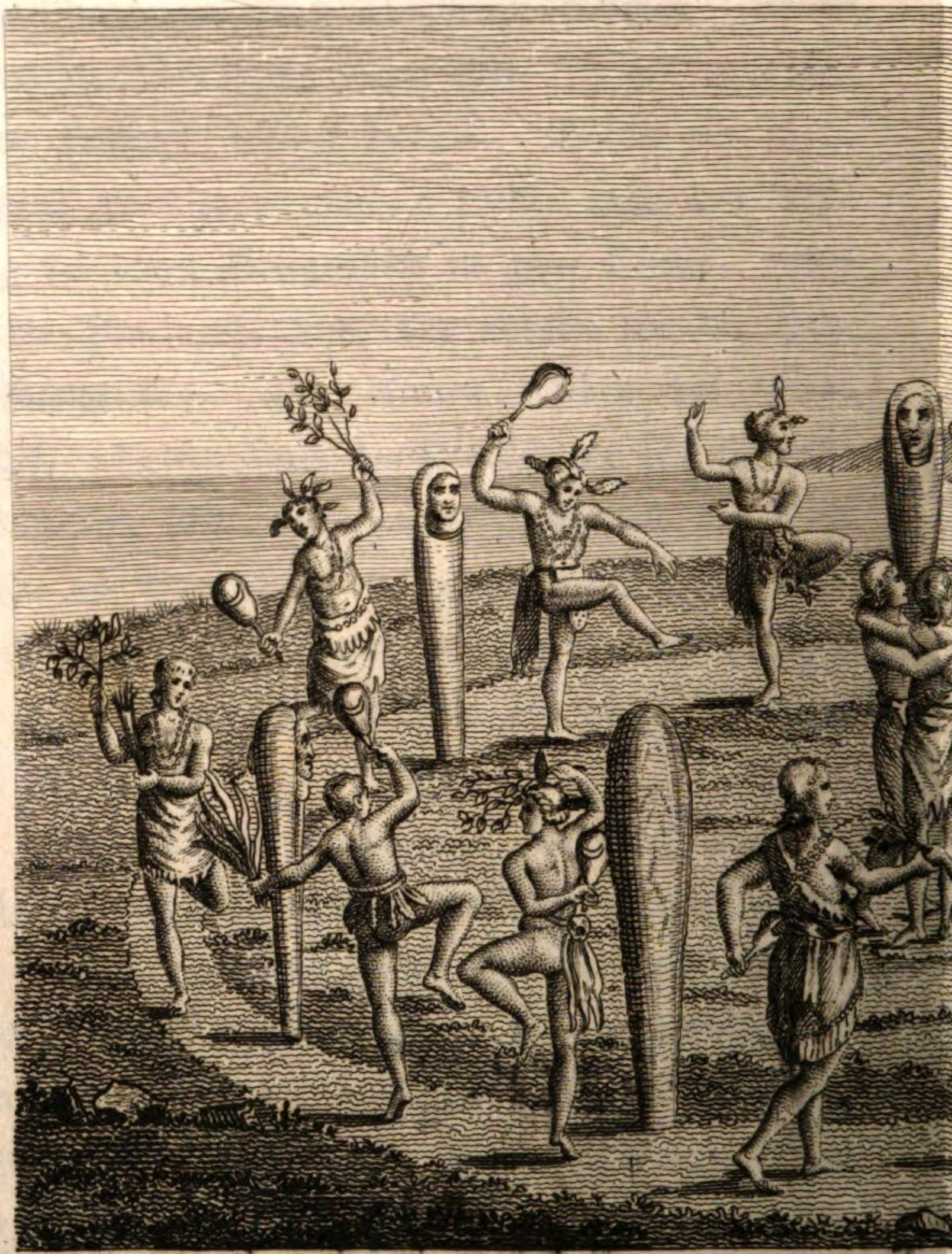
während derselben den Tempel zu betreten. Sobald die ersten Strahlen der Sonne am Horizonte heraufglänzten, eröffneten die auf dem Vorplatze und im Eingange des Tempels versammelten Priester die Feier des Festes damit, daß sie mehreremale nach einander ihr zu Ehren Lobgesänge anstimmten, auf die Kniee nieder fielen und sie anbeteten. Darnach giengen sie zu einem Gefäße voll glühender Kohlen, die vor dem Eingange unterhalten wurden, und warfen einige Körner Weihrauch und anderes Räucherwerk hinein; Einer aber goß in einen zu diesem Gebrauche ausgehöhlten Stein etwas Honig, und darum herum streute er einige Hände voll halb zerstoßenen Maiz und andere Sämereien, zur Speise für die Tonatzulis, eine Gattung der Sonne gewidmete Vögel. Während dem nun hier die Priester ihre Loblieder sangen und die Specereien verbrannten, verbeugten sich oben auf dem Berge alle Anwesenden zu wiederholten malen bis auf die Erde, um der Sonne ihre Ehrerbietung zu bezeugen. Nun folgten den ganzen Tag hindurch und bis zur Mitternacht aller-

lei Spiele, Tänze und andere öffentliche Lustbarkeiten. Dazwischen zehrten die Familien mit den Fremden und Armen die Vorräthe auf, die sie zu den Mahlzeiten dieses Festes mitgebracht hatten. Wenn es Mitternacht geworden war, begaben sich die Priester aus dem Vorplatze und Eingange des Tempels, wo sie sich bis dahin aufgehalten hatten, in das Innere desselben. Daselbst stellten sie sich um den in der Mitte befindlichen Altar, und Lieder und freudige Ausrufungen wechselten ab, bis die wiederkehrende Sonne den Rand der gerade darüber befindlichen Oeffnung vergoldete. Nun warfen sie alle noch übrigen Specereien auf die, seit dem vorigen Morgen sorgfältig glühend erhaltenen, mit hereingebrachten Kohlen. Die Rauchwolke stieg durch die Oeffnung hinaus, und theilte der oben versammelten Menge ihre Wohlgerüche mit. Wenn alles Räucherwerk, dem Herkommen gemäß, verbrannt war, dann begaben sich die Priester bis auf sechse, durch das Loos dazu bestimmt, wieder in den Eingang des Tempels. Die am Altar Zurück-

gebliebenen setzten im Namen der sechs Provinzen sechs zu dieser Ceremonie in Käfichten mitgebrachte Tonatzulis in Freiheit. Während nun diese Vögel, welche für die Sänger und Boten der Sonne gehalten wurden, in dem Tempel herumflogen, bedeckten die vor demselben versammelten Priester den Eingang mit grünen Zweigen. Dadurch wurden die Vögel genöthiget, wollten sie ihre Freiheit wieder haben, sie durch die Oeffnung in der Decke des Tempels zu finden. War es ihnen gelungen, so flatterten sie, ehe sie sich nach den Gebüschen wandten, gewöhnlich einigemal über der versammelten Menge herum, die sie mit einem allgemeinen Freudengeschrei begrüßte. Sobald diese geheimnißvollen Vögel Abschied genommen und sich verloren hatten, stieg die ganze Versammlung in guter Ordnung herab auf den Vorplatz des Tempels. In den Händen trug ein jeder Palmen- oder andere grüne Zweige. Daselbst ließen die Priester einen nach dem andern langsam und unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens in den Tempel hineingehen, um Gesicht und Hände in dem heiligen

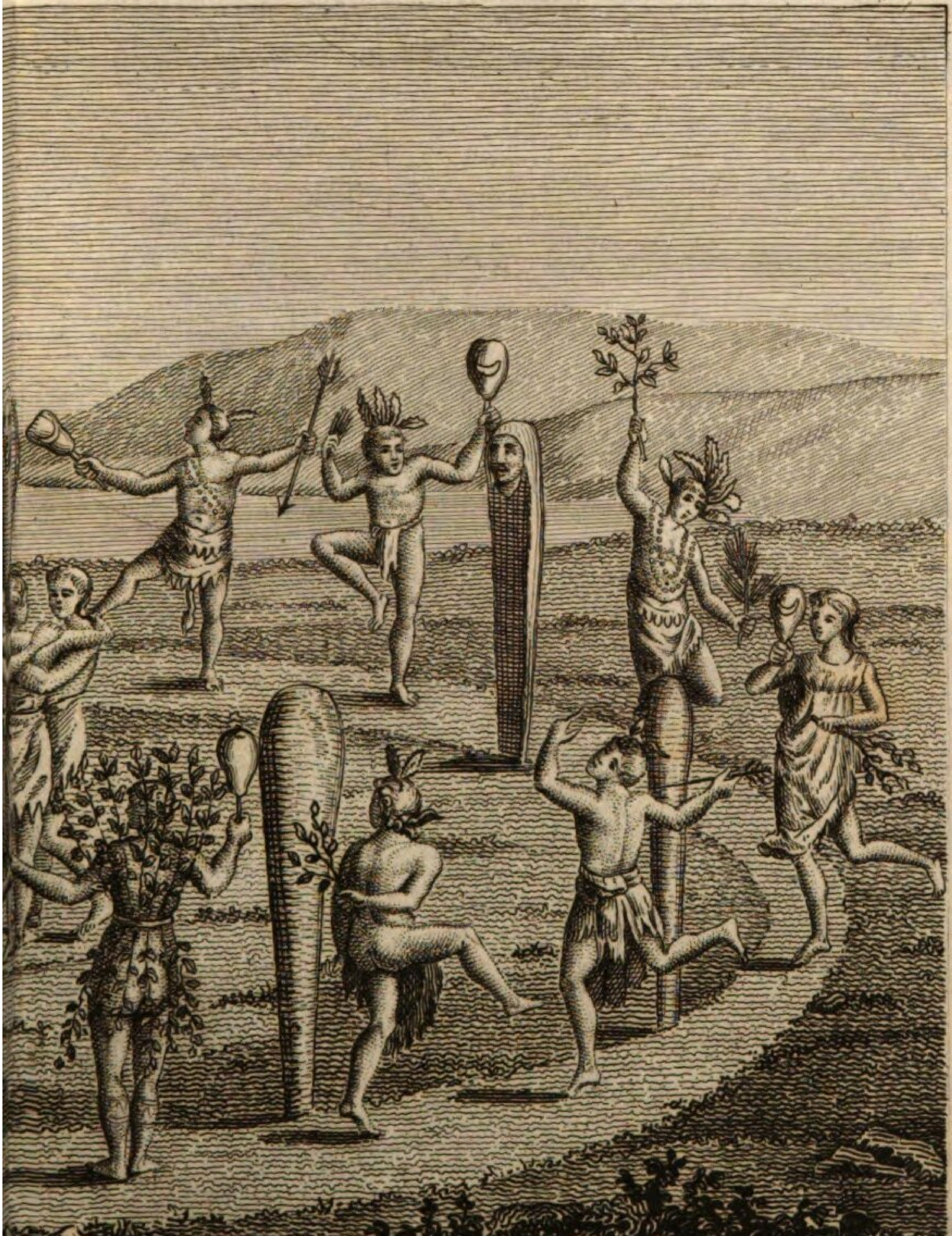
Wasser des Beckens der, im Hintergrunde befindlichen, unergründlichen Quelle zu waschen. Nach vollbrachter Reinigung begab man sich mit ehrerbietigem Anstande wieder heraus. Damit alle Verwirrung vermieden wurde, theilte man den Eingang bei dieser Gelegenheit in zwei Theile, einen für die Hineingehenden, den andern für die Herauskommenden. Die Armen blieben bis zuletzt zurück, erhielten durch die Priester die für sie mitgebrachten, bis dahin zu beiden Seiten des Eingangs an Stangen aufgehangenen, Geschenke an Kleidern, folgten hierauf den übrigen an die heilige Quelle, und damit hatte die ganze Feierlichkeit ein Ende [48]).

Gesänge und Tänze, begleitet von den Klängen musikalischer Instrumente, gehörten, wie wir gesehen haben, zu den vorzüglichsten Feierlichkeiten bei den großen Festen und Opfern. Unter den Religionstänzen, welche überall die ersten, und bei ihrer Entstehung unstreitig Nachahmungen des nächtlichen Reigens der himmlischen Heerschaaren gewesen sind, verdient ein vormals in Virginien



Religionstanz

T. V.



in Virginien.

gebräuchlicher, noch einer besonderen Erwähnung. Jährlich einmal zu einer bestimmten Zeit versammelten sich die Einwohner verschiedener Ortschaften in großen Haufen auf einem weiten Platze. Jeder war auf eine so viel möglich fremde Weise bekleidet und aufgeputzt, und hatte auf dem Rücken irgend ein Merkzeichen, woran man seinen Wohnort erkennen mochte. In einem Kreise waren Pfähle oder Säulen errichtet, deren Knäufe menschliche Gesichter in halb erhabener Arbeit vorstellten. Nach Untergang der Sonne fieng man an, zwischen diesen Säulen, welche unstreitig Abbildungen ihrer Schutzgeister seyn sollten, bei Gesängen und dem Klange der Klappern hin und her zu tanzen und zu springen; drei der schönsten Mädchen aber drehten sich langsam in der Mitte des Kreises herum, indem sie sich gegenseitig umschlungen hielten [49]).

Die Klapper der nordamerikanischen Völker, welche bei den Irokesen Astaouen, und in der Algonquinischen Sprache Chichikoué genannt wird, bestehet entweder aus einem runden oder birn-

förmigen Kürbis, oder einer ausgenommenen und getrockneten Schildkröte, deren Kopf, Schwanz und Füße nicht beschädiget sind. Das Innere wird mit einigen Stücken ihres Muschelporcellains oder kleinen Steinen versehen und das Ganze auf einen kurzen Stock befestiget, um es handhaben zu können [50]). Die anderen, allgemein gewöhnlichen, musikalischen Instrumente sind zwei Arten von Trommeln. Die eine nähert sich mehr der Klapper, und bestehet aus einem drei bis vier Finger breiten Reife, dessen Durchmesser höchstens zwei Spannen beträgt. Derselbe ist auf beiden Seiten sehr straff mit Häuten überzogen, in die Mitte aber legt man einige kleine Knochen oder Kieselsteine. Diese Trommel wird nicht geschlagen, sondern nur hin und her gedreht und bewegt, damit die darin befindlichen Steine ein Getöse hervorbringen; auch wird sie bald mit der Fläche, bald mit dem Rande gegen die Erde gestoßen. Andere Trommeln, welche geschlagen werden, haben die Gestalt unserer Pauken. Zuwei-

len schlägt man auch bloß auf eine getrocknete Biberhaut [51]).

Meinungen von den Seelen der Menschen und Thiere. Vom Lande der Seelen.

Die Seele des Menschen ist nach ihrer Meinung ein von dem Leibe verschiedenes, geistiges, unvergängliches und unsterbliches, nur so viel körperliches Wesen, als eben nöthig ist, um sichtbar zu seyn [52]); eine des Denkens fähige Substanz, welche von vielen wohl gar mit dem Gedanken selbst verwechselt wird. In ihren Vorstellungen wird die Seele für weit unabhängiger von dem Leibe gehalten, und ihr eine weit größere Freiheit beigelegt, als nach den unsrigen. Man ist überzeugt, es stehe in ihrem Vermögen, sich nach Gefallen von demselben zu trennen und herumzuschweifen, ohne die Beherrschung und Belebung desselben zu unterlassen. Es ist ihr leicht,

die größesten Reisen zu machen, denn, da sie als ein Geist durch nichts aufgehalten werden kann, so durchfliegt sie die Luft, durchstreicht sie das Meer und erreicht sie die festesten Orte.

Sie halten die Seelen für die Schatten oder für die beseelten Bilder der Körper, und folgern daraus: alle und jede Individuen der Körperwelt wären beseelt. Insbesondere haben die Seelen der Thiere dieselbe Natur, wie die der Menschen, nur nicht in derselben Vollkommenheit. Die Thiere haben auch ihre Schutzgeister, ihre Seelen besitzen eine Art der Vernunft, sind unsterblich, wie die menschlichen, und kommen nach dem Tode, gleich jenen, in das Land der Seelen. Der Mensch ist nichts, als der König der Thiere, welcher, als solcher, die beiden gemeinschaftlichen Eigenschaften, nur in einem höheren Grade, besitzt.

Nach der Trennung vom Körper behält die Seele dieselben Neigungen, die sie während ihres Aufenthalts in demselben gehabt hat. Darum begräbt man mit dem Leichnam alles, was zu ihrem Bedürfnisse oder Vergnügen nöthig seyn

möchte. Die Seele verweilt noch einige Zeit nach der Trennung bei demselben, etwa bis zu dem Todtenfeste; dann zieht sie in ein unbekanntes Land, wo sie, wie einige wähnen, in eine Turteltaube verwandelt wird [53].

Manche geben dem Menschen zwei Seelen, eine denkende, diejenige nämlich, von welcher wir eben gesprochen haben, und eine empfindende, die den Körper, so lange er lebt, niemals verläßt und, nach seinem Tode, in einen andern geht. Man hält sich verpflichtet, der letzteren Nahrung zu bringen, und darum setzt man verschiedene Speisen auf die Gräber. Kinder begräbt man in der Nähe vielbesuchter Wege, damit die vorbeigehenden Weiber diese Seelen aufnehmen können, welche, da sie das Leben nicht lange genossen haben, begierig sind, ein neues anzufangen [54]. Andere trauen dieses Verlangen auch den Seelen der Erwachsenen und Alten zu, behaupten aber zugleich, diese Seelenwanderung wäre auf jede Gattung von Geschöpfen beschränkt, so daß die Seele eines Menschen niemals in den

Körper eines Thiers, und die eines Thiers nie in einen menschlichen käme [55]).

Viele bilden sich ein, ihre Seele habe sich vor ihrer Geburt bei dem großen Geiste aufgehalten und kehre auch wieder dahin zurück. Hätte sie wieder einige Zeit dort zugebracht, dann werde es ihrer Willkür überlassen, abermals auf der Erde in einer neuen Geburt zu erscheinen. Manche versichern deswegen, sie wären schon einmal da gewesen und machten nun ihren zweiten Lauf durch das Erdenleben [56]).

Allgemeiner ist der Glaube an eine Belohnung und Bestrafung nach dem Tode [57]). Die ein gutes Leben geführt haben, werden an einen guten Ort kommen, wo sie glücklicher als hier, im größten Ueberflusse fröhlich seyn können; die hier schlecht lebten, müssen, von Trauer und Mißvergnügen verfolgt, ohne einen bestimmten Wohnort herumschwärmen. In dem Lande der Seelen selbst giebt es verschiedene Gegenden. In einigen werden die Fehler des irdischen Lebens durch Leiden bestraft und versöhnt, und

z. B. an einem besondern Orte die Seelen der hingerichteten und verbrannten Kriegsgefangenen gemartert. Daher begeben sie sich nach der Zerstörung des Körpers so spät wie möglich dahin. Weil man nun fürchtet, sie möchten bei den Cabanen ihrer Mörder verweilen, um sich wegen der ihnen zugefügten Martern zu rächen: so ist es um sie zu vertreiben, gebräuchlich, nach ihrem Tode nicht nur die Wände und Decken der Häuser, und alles Hausgeräthe mit kleinen Ruthen zu peitschen, sondern auch die ganze Gegend mit großem Geschrei zu durchlaufen und dabei mit den Ruthen um sich zu schlagen. Ein erfreuliches Leben dagegen erwartet den, der in dem irdischen ein guter Jäger, ein tapferer und glücklicher Krieger war; denn ein immerwährender Frühling, alle sinnlichen Vergnügungen und ein beständiger Ueberfluß an Lebensmitteln sind ihm bereitet. Fischfang und Jagd, auf der Erde anstrengende Arbeiten, sind dort nur ein Spiel. In allen ihren Liedern, die zugleich ihre Wünsche und Gebete enthalten, lebt das Verlangen nach der Fortdauer der irdischen

Freuden. Doch lassen einige ihrer Dichter, denen die Güter des Erdenlebens weniger am Herzen liegen, die abgeschiedenen Seelen ihre höchste Glückseligkeit in Gesängen und Tänzen finden [58]).

Die Apalachiten glaubten, die Seelen der Guten würden nach dem Tode gen Himmel geführt und unter die Sterne versetzt, die Bösen aber in die mit Eis und Schnee bedeckten hohen Gebirge gegen Norden, unter die Bären. Andere Völker in Florida nannten den Himmel oder den Ort der Belohnung für die Guten, Hamampascha, d. i. Oberwelt; den Ort der Strafen für die Bösen aber Ukupascha, d. i. Unterwelt. Daselbst herrscht ein böser und grausamer Geist, Cupai heißt er, von dem werden sie gemartert [59]).

Auch die Irokesen und Huronen sprechen von verschiedenen Gegenden im Lande der Seelen, in welche dieselben, nach Maaßgabe ihrer Handlungen in dem irdischen Leben, vertheilt werden. Ein Mädchen hatte aus Verdruß Tollkraut gegessen, und war fest entschlossen, kein Gegenmittel zu gebrauchen. Schon war sie dem Tode

nahe, da bemühte sich ihre Schwester unter den bittersten Thränen, sie durch die Stimme der Blutsfreundschaft dahin zu bringen, daß sie ihren traurigen Entschluß aufgeben möchte. Dabei sagte sie insbesondere mehr als einmal zu ihr: „So ist es nun geschehen, du willst also, daß wir dich niemals wieder finden, uns einander nie wieder sehen sollen!" Ein gegenwärtiger Missionar fragte: warum sie denn besorge, ihre Schwester nicht wieder zu sehen und also mit ihr spreche? da sie doch nach ihrem Glauben alle in dem Reiche der Seelen mit ihren Verwandten und Vorfahren wieder zusammenkämen. Das Mädchen antwortete: „Es ist wahr, wir gelangen alle in das Reich der Seelen; die Bösen aber, und insbesondere diejenigen, die sich durch einen gewaltsamen Tod das Leben verkürzen, bringen die Bestrafung ihres Verbrechens mit hinein. Sie werden von den übrigen abgesondert und haben keine Gemeinschaft mit ihnen. Dies ist die Ursache meiner Betrübniß" [60].

Dieselben Völker nennen das Land der Seelen Eskennanne, d. i. das Land der Voreltern. Es liegt in sehr weiter Entfernung gegen Osten, in der Weltgegend, aus welcher sie nach ihrer Meinung hergekommen sind. Die Milchstraße des Himmels ist ein Theil des Wegs dahin. Dieser Weg, den ein jeder nach dem Tode betreten muß, ist nicht nur von großer Länge, sondern auch sehr beschwerlich und gefährlich. Da sind breite und tiefe Flüsse und darüber Brücken, äußerst schwankend und so schmal, daß immer nur eine einzige Seele darauf wandeln kann, und dessen ungeachtet fallen viele hinab. Am Ende jeder Brücke macht ein großer Hund den Seelen den Weg streitig, ja er stürzt noch viele, die schon glücklich hinüber waren, in den Fluß hinein, wo die schnellen Ströme desselben sie von einer Tiefe zur andern fortreißen. Diejenigen aber, die so glücklich sind, ihre Reise ungehindert fortzusetzen, und welche, wie diese Völker es in ihrer Sprache ausdrücken, alle Schwierigkeiten, die sich ihnen auf dem Wege zu den schönen Wohnungen ihrer Vorfahren entgegen

stellten, verschlungen haben, gelangen zuletzt in ein bezauberndes Land, welches ihnen allenthalben dasjenige reichlich darbietet, was zu ihrer Glückseeligkeit beförderlich seyn kann. Kaum haben sie einen kurzen Weg darin zurückgelegt, so hören sie aus der Ferne die Klänge der Trommeln und Schildkrötenklappern, welche auf eine, alle Herzen bezaubernde, Art die taktmäßige Bewegung der Tänze anzeigen, mit welchen sich die Seelen vergnügen. Sobald sie die ersten Töne dieser einnehmenden Musik bemerken, werden sie von einem ungewöhnlichen Entzücken ergriffen. Dies Entzücken bemeistert sich ihrer gänzlich, und führt sie mit der heftigsten Begierde zu diesen süßen Klängen hin, die, je näher man kommt, immer reizender werden. Dadurch, wie durch das beständige Jauchzen der versammelten Seelen, womit sie ihre Freude an den Tag legen, wird der Ankommende immer mehr und mehr erheitert und die höchste Empfindung eines schmeichelnden Vergnügens in ihm hervorgebracht. Gelangt er endlich so nahe hinzu, daß die Seelen ihn bemerken können,

dann machen sich viele von der Gesellschaft los, eilen ihm entgegen, und äußern ihm das Vergnügen, welches sie über seine Ankunft empfinden. Hierauf führen sie ihn in die Versammlung der Tanzenden und in die große Cabane der Ataentsik, welcher zu Ehren diese Tänze aufgeführt werden. Die eine Hälfte derselben wird von ihr, die andere von ihrem Enkel, dem göttlichen Tharonhiaouagon bewohnt, mit welchem sie auch die Herrschaft über die Seelen der Verstorbenen theilt. Beide haben, wie alle höheren Geister, menschliche Gestalt und menschliche Eigenschaften, nur in größerer Vollkommenheit, und ohne den Zufällen und Unbequemlichkeiten, die dem Menschen drohen, ausgesetzt zu seyn. Die Göttin findet großes Vergnügen daran, wenn die abgeschiedenen Seelen vor ihr tanzen, gehet aber beständig darauf aus, sie zu betrügen und zu verderben; ihr Enkel dagegen, welcher auch Juskeka heißt, ist eben so unaufhörlich bemüht, sie wider die bösen Anschläge derselben zu schützen und sicher zu stellen. Ihr Wohnplatz ist mit einer zahllosen Menge Hals=

und Armbänder von Muschelschalen ausgeschmückt, womit die ihrer Herrschaft unterworfenen Todten sie bei ihrer Ankunft beschenken müssen. Ist der Neuangekommene von allen Anwesenden begrüßt worden, und hat er sich durch den Genuß wohlschmeckender Speisen gestärkt und von den Beschwerden der Reise erholt, dann mischt er sich in die Tänze der übrigen. Von nun an genießt er mit ihnen wechselsweise alle Annehmlichkeiten des besseren Lebens, ohne jemals nur im geringsten den Schwachheiten, Beschwerden und Veränderungen des vergangenen unterworfen zu seyn. Unstreitig in Beziehung auf die Tänze der glücklichen Seelen, in welchen jederzeit das vorzüglichste Vergnügen ihres Daseyns besteht, nennen die Irokesen das Siebengestirn: Tejennonniakoua, d. i. die Tänzer und Tänzerinnen [61]).

Am besten wird diese Schilderung von dem Lande der Seelen bestätiget und erläutert in einer uralten Sage dieser Völker, von einem Jünglinge, welcher, dem griechischen Orpheus gleich, bei Leibesleben eine Reise in dasselbe gemacht hat. In

der größten Verzweiflung über den Tod einer unendlich geliebten Schwester, faßte er endlich den kühnen Entschluß, sie auch sogar in den jenseitigen Gefilden aufzusuchen, von der süßen Hoffnung geschmeichelt, sie vielleicht daraus zurück und wieder in die Heimath bringen zu können. Lang und beschwerlich war seine Reise; doch voll Muth und Standhaftigkeit wußte er alle Hindernisse zu besiegen, alle Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Nach langem Wandern kam er zu dem abgeschiedenen Geiste eines alten Einsiedlers und Zauberers. Diesem entdeckte er sein Vorhaben und bat er um guten Rath. Der Alte billigte es nicht nur, sondern gab ihm auch Rathschläge und Mittel zur Erreichung desselben, unter andern eine kleine leere Klapper, um die Seele der Schwester darin zu verschließen. Er sagte ihm, seine Bestimmung wäre, das Gehirn der Verstorbenen aufzuheben, er habe auch das seiner Schwester in Verwahrung, und versprach, es ihm bei seiner Zurückkunft zu übergeben. Durch Benutzung der erhaltenen Lehren und Rathschläge bei der Fortsetzung seiner

Reise, kam der Jüngling endlich glücklich und wohlbehalten an das Ziel derselben. Die abgeschiedenen Seelen geriethen in große Verwunderung über seine Erscheinung. Tharonhiaouagon nahm ihn freundlich auf und bewahrte ihn durch guten Rath vor den Nachstellungen seiner feindlichen Eltermutter, die ihn unter dem Scheine der Freundschaft auf mancherlei Weise und auch dadurch ins Verderben zu stürzen gedachte, daß sie ihn wollte Fleisch von Ottern und Schlangen speisen lassen, welches sie selbst sehr lieblich findet. Als sich nun die Seelen einfanden, die gewöhnlichen Tänze vor ihr aufzuführen; da erkannte der Jüngling sogleich die Seele seiner geliebten Schwester. Freudig eilte er auf sie zu, sie zu umfassen; doch vergebens war sein Bemühen, denn, indem er es wollte, verschwand sie wie ein Traumbild der Nacht. Sein Wunsch, sich ihrer zu bemächtigen, würde unerfüllt geblieben seyn, hätte ihm nicht Tharonhiaouagon beigestanden und Hülfe geleistet, daß er sie durch List in seine Gewalt bekam. Sogleich verschloß er sie in das mitgebrachte Gefäß und, ungeachtet

ihres Bittens und Flehens und ihres beständigen Bestrebens, sich aus ihrem Gefängnisse zu befreien, brachte er sie auf demselben Wege, den er hinwärts gemacht hatte, glücklich wieder in die Heimath. In der Eile unterließ er, dem Zauberer das Gehirn abzufordern, entweder aus Vergessenheit, oder weil er es nicht für nöthig hielt. Gleich nach seiner Zurückkunft ließ er den Leichnam der Schwester ausgraben und ihn, der erhaltenen Anweisung gemäß, dergestalt zubereiten, daß die Seele aufs neue darin aufgenommen werden und ihn wieder beleben könnte. Schon war alles in Bereitschaft, um diese ersehnte Wiederauflebung zu erreichen; da ward die Möglichkeit derselben durch den ungeduldigen Vorwitz einiger Umstehenden auf ewig vernichtet. Sie eröffneten nämlich das kleine Gefängniß, und kaum bemerkte es die nach Freiheit dürstende Seele, so eilte sie aufs schnellste davon und wieder in das schöne Land der Seelen zu den gewohnten Seeligkeiten [62].

Die Anwohner der Hudsonsbai erzählen folgende artige Dichtung von dem Zustande künf-

tiger Belohnungen und Strafen. Wenn der Mensch begraben ist, steht er einige Zeit nachher wieder auf, nimmt seine Flinte und andere Habseligkeiten, die ihm in das Grab mitgegeben worden waren, geht zu einem großen Fluß und trinkt von dem Wasser desselben. Hat er während des Erdenlebens seine Pflichten erfüllt, Weib und Kinder geliebt und für sie gejagt, seinen Nebenmenschen jedesmal nach Vermögen mit Lebensmitteln ausgeholfen, friedlich gelebt, Niemand getödtet oder verstümmelt: so wird dieses Wasser ihm angenehm schmecken. Ein Kahn kommt herüber und führt ihn nach der andern Seite des Flusses. Daselbst findet er ein herrliches Land, in welchem große Wälder und schöne grüne Ebenen abwechseln. Die Witterung ist beständig gemäßigt. Man wird weder von der Hitze und den Fliegen, noch von der Kälte geplagt; denn Schnee und Frost sind dort gänzlich unbekannt. Auch braucht man niemals Hunger zu leiden, weil Hirsche und Vögel sich willig schießen lassen und weder davon laufen noch wegfliegen. Man wird

nie wieder sterben, sondern mit Weib und Kindern beständig glücklich seyn. Kommt aber ein böser Mensch zu diesem Flusse, so schmeckt ihm das Wasser bitter, und hat der Kahn ihn hinüber geführt, so findet er nicht jenes reizende, sondern ein felsigtes und unfruchtbares Land. Die Witterung ist jederzeit veränderlich. Brachte der eine Tag die Plage großer Hitze und vieler Fliegen: so bringt der andere Schnee und grimmige Kälte. Dabei muß er beständig hungern; denn es ist nicht möglich, den Hirschen und Vögeln, die sich häufig sehen lassen, beizukommen. Weiber und Kinder quälen ihn unausgesetzt, und niemals wird er sterben [63]).

Die Nehethawa halten die wellenförmige Bewegung des Nordlichts für die abgeschiedenen Seelen ihrer Vorfahren und Freunde, die nun in jenen höhern Regionen ein glückliches Leben führen [64]). Bei den Chepewyans herrscht der Glaube: die Seele komme unmittelbar nach der Trennung vom Körper in eine andere Welt. Daselbst gelangt sie an einen Fluß, schifft sich auf demselben in

einem steinernen Canote ein und wird nun von einem sanften Strome zu einem großen See gebracht, in dessen Mitte eine sehr schöne Insel liegt. Am Ufer desselben wird ein Urtheil über ihr Betragen während des irdischen Lebens gefällt und ihr künftiges Schicksal unabänderlich bestimmt. Haben ihre guten Handlungen das Uebergewicht, so wird sie auf die schöne Insel ans Land gesetzt zu einem ewigen Genusse der angenehmsten Vergnügungen des Erdenlebens. Ueberwiegen dagegen die schlechten Handlungen: so sinkt das steinerne Canot auf einmal und läßt sie bis ans Kinn im Wasser. In diesem Zustande ist es ihr Geschick, den Verlust der Belohnungen zu beklagen, welche vor ihren Augen den Guten zu Theil werden. Alle ihre Anstrengungen, die gesegnete Insel zu erreichen, bleiben fruchtlos, und auf ewig ist sie von derselben ausgeschlossen [65]).

Achtung vor den Träumen. Traumfest.

Man setzt einen hohen Werth auf die Träume und widmet ihnen die größte Aufmerksamkeit. Man bildet sich ein, die Seele sey während des Schlafes weit unabhängiger von dem Körper, als in dem wachenden Zustande desselben, und also nicht nur fähiger zum Umgange und Verkehr mit höheren Geistern, sondern auch geneigter, ihre geheimsten Wünsche an den Tag zu legen. Darum halten sie die Träume als Offenbarungen der höheren Wesen für wahr und untrüglich, und aus dieser Ursache sich unerlaßlich verpflichtet, Alles, was in denselben geboten oder verlangt worden ist, gewissenhaft zu erfüllen. Es nicht zu thun, würde die Geister wie die Seele beleidigen, und beide würden sich rächen; jene durch Zufügung von Uebeln, diese durch den Tod, indem sie eilen würde, den ungehorsamen Körper zu verlassen.

Die Deutung der Träume richtet sich nach dem vermeinten Ursprunge derselben. Die einen entstehen, indem die vernünftige Seele nach Gefallen herumwandert, während die empfindende fortfährt, den schlafenden Körper zu beleben; andere sind ein Werk des Schutzgeistes, um bevorstehende Ereignisse warnend vorher zu sagen; noch andere sind die Folge eines Besuchs, den man von der Seele oder dem Schutzgeiste des im Traume erscheinenden Gegenstandes erhält. Doch von welcher Seite ein Traum auch gekommen, auf welche Weise er entstanden seyn mag: immer ist er als eine Mittheilung aus der Geisterwelt wahr, gebietend und verpflichtend. Nicht nur der Träumer selbst ist verbunden, ihm Gehorsam zu leisten; sondern auch andere würden sich eines Vergehens schuldig machen, wenn sie demselben verweigern wollten, was er, vermöge seines Traumes, von ihnen begehrt. Uebrigens sind nicht alle Träume von gleichem Werthe, sondern einige bedeutender und geheimnißvoller, als andere; ein unvermeidliches Verhängniß ist an sie geknüpft, und das

ganze Leben und Schicksal des Träumenden steht mit ihnen in Verbindung [66]).

Die wichtigsten dieser Art sind natürlich die schon oben besonders und ausführlich erwähnten, in welchen man seinen Schutzgeist durch das erste Zeichen seiner Sorgfalt kennen lernt. Andere bestimmen den Beginn der künftigen Lebensart. So geht bei den Delawaren ein Knabe nicht gern früher auf die erste Jagd, als bis er im Traume einen sehr großen, von Norden her auf ihn zukommenden, Raubvogel gesehen hat, der zu ihm sagt: „Du mußt mir Fleisch braten!" Dann ist er aber auch verpflichtet, den ersten erlegten Hirsch oder Bären opfern zu lassen. Ein alter Mann übernimmt die Leitung der ganzen Feierlichkeit. Sind die dazu geladenen Gäste erschienen, dann begiebt man sich an einem einsamen Orte in ein langes Haus, in welchem drei Feuer brennen. Bei dem mittelsten wird von dem alten Manne das Opfer verrichtet und das Opferfell aufgehangen; die beiden äußern dienen zum Kochen und Braten des Fleisches. Zwölf gerade gewachsene,

geschmeidige Stöcke werden in einen Kreis gesteckt und mit einer wollenen Decke behangen. Hierauf werden zwölf Steine in dem Feuer glühend gemacht, in diesen Kreis gerollt und jeder einer eigenen Gottheit geweiht. Der erste gehört dem großen Geist im Himmel; der zweite dem Gott des Tages, der Sonne; der dritte der Sonne der Nacht, dem Monde; der vierte der Erde; der fünfte dem Feuer; der sechste dem Wasser; der siebente der Wohnung oder dem Hause; der achte dem Maiz; die noch übrigen jeder einer der vier Weltgegenden. Nun ergreift der Alte eine Klapper, geht mit dem Knaben, der das Opfer darbringt, in den heiligen Kreis und wirft auf jeden der glühenden Steine, nach der angegebenen Ordnung, eine Hand voll Taback. Wenn nun der Rauch davon aufsteigt, ruft er, indem er klappert, einen jeden Gott mit Namen und sagt: „Dieser Knabe, N. N. giebt dir einen schönen fetten Hirsch und einen fetten Brei; erbarme dich seiner und gieb ihm und seiner Familie Glück!“ Fängt der Taback an zu brennen, so klatscht er in die Hände, und

fährt fort, die Götter zu bitten, bis er verbrannt ist. Darauf setzen er und die übrigen Anwesenden sich an den beiden äußern Feuern zum Mahle nieder, bis auf zwei Männer. Diese stellen sich zu dem Opferfell und, während die übrigen speisen, singen sie von dem Traume, in welchem ihnen der große Raubvogel zuerst erschienen ist und was er zu ihnen gesagt hat. Andere lösen sie ab, singen auch von diesem Traume und hüpfen von einem Ende des Hauses bis zum andern. Zuletzt nimmt der alte Mann das Opferfell, hält es mit nach Norden gerichtetem Kopf und Geweihen auf seinem Arm und beschließt damit, und mit einem ungewöhnlichen Laute die ganze Feierlichkeit [67]).

Ueberhaupt ist das Glück auf ihren Jagden sehr abhängig von den vorhergegangenen Träumen. Daher fasten sie vorher, um besser träumen zu können; denn sie halten zu dieser Zeit Träume für nöthig, nicht nur um zu erfahren, wo das meiste Wild anzutreffen sey, sondern auch um die besten Mittel kennen zu lernen, mit welchen während der Jagd der Zorn der bösen Geister abge-

wendet werden kann. Erscheint ihnen im Traum ein långst Verstorbener und sagt: wenn sie ihm Opfer bråchten, sollten sie Hirsche genug erlegen, so verbrennen sie ihm zu Ehren einen ganzen Hirsch, wenigstens einen Theil davon [68]).

Viele Beschwerden und Unruhe veranlassen gewöhnlich diejenigen Tråume, welche als zusammenhångend mit dem Leben und Schicksal des Tråumenden gedeutet werden müssen. Ist es möglich, so sucht man sich um jeden Preis in den Besitz der im Traum erblickten Sache zu setzen und, hat man ihn erreicht, sie auf das sorgfåltigste zu bewahren. Glücklich sind diejenigen, deren Leben und Schicksal an leblosen Dingen, z. B. an Thierfellen, Waffen u. dergl. hångt: desto beklagenswerther aber andere, deren Leben ihrer Einbildung nach an das Schicksal gewisser Thiere geknüpft ist. Sterben dieselben, so vermuthen sie auch ihren baldigen Tod, und gar manche sind, von der Lebhaftigkeit dieser Vorstellung beståndig verfolgt und gequålt, wirklich gestorben. Zum wenigsten fürchten sie dadurch, und durch die Folgen verhångniß-

voller Träume um ihr künftiges Glück gebracht zu werden. Einem Schippewayer, dessen Totam oder Schutzgeist ein Bär war, träumte: daß, wenn er nach einem, ungefähr fünf Tagereisen entfernten, am Fuße eines hohen Berges gelegenen, sumpfigen Landstriche gienge, würde er daselbst einen großen Rudel Thiere, besonders Elenthiere und andere Hirsche, finden, es müßte aber in Begleitung von wenigstens zehn guten Schützen geschehen. Als er diesen Traum seinen Gefährten mittheilte und sie aufforderte, mit ihm zu gehen, schlugen sie es ab, weil es ihnen zu weit und ihr gewöhnliches Jagdgebiet näher wäre. Der Träumer glaubte sich dessen ungeachtet verpflichtet, und machte sich ganz allein auf den Weg. Kaum war er an Ort und Stelle gekommen, so erblickte er auch denselben Haufen Thiere, den er im Traume schon gesehen hatte. Er schoß sogleich darunter und erlegte unglücklicher Weise einen Bären. Höchst bestürzt über dieses Ereigniß und voll Furcht vor dem Zorn des Herrn des Lebens, den er dadurch sehr beleidigt zu haben glaubte,

sank er auf die Erde nieder und lag einige Zeit ohne Bewußtseyn. Als er wieder zu sich selbst gekommen und aufgestanden war, trat er, so gut er konnte, den Rückweg an. Da begegnete ihm ein Bär, der kam auf ihn zu, warf ihn nieder, zerkratzte ihm das Gesicht und fragte: was ihn habe bewegen können, seinen Totam zu schießen? Er antwortete: wie er auf den Rudel geschossen, habe er nicht wissen können, daß sein Totam darunter sey; er wäre aber sehr über sein Unglück betrübt und hoffe Mitleid von ihm zu erhalten. Hierauf ließ der Bär ihn los und sagte: er möchte künftig vorsichtiger seyn und diese Begebenheit allen seinen Landsleuten bekannt machen, damit ihre Totams sicher wären und der Herr des Lebens nicht auf sie zornig würde. Als er nun in das Haus des europäischen Reisenden trat, von welchem er ausgegangen war, sah er denselben sehr ernsthaft an und sagte: „Biber, mein Glaube ist verloren, mein Totam ist erzürnt, ich werde nie wieder auf die Jagd gehen können." Darauf berichtete er, was ihm begegnet war [69].

Ist der Inhalt eines Traumes von solcher Beschaffenheit, daß die Erfüllung desselben dem Träumer Nachtheil und Unglück bringen würde: so bemühen sich seine Freunde und Verwandte durch eine scheinbare Erfüllung, der möglichen, nach ihrer Meinung gewissen, zuvor zu kommen. Als einem geträumt hatte, er wäre von den Feinden gefangen worden: so verlangte er von seinen Freunden, sie möchten diesen Traum dadurch wahr machen, daß sie ihn als einen Kriegsfeind überfielen, zum Gefangenen machten und als solchen behandelten. Sie befriedigten sein Verlangen und, nachdem er sich zuletzt wirklich einige Zeit hatte mit Feuer martern lassen, glaubte er dadurch die wirkliche Erfüllung dieses bösen Traumes unmöglich gemacht zu haben [70]. Andere dagegen, wenn ihnen zwei Nächte nach einander von ihrem verstorbenen Gatten träumt, meinen, es wäre ihm unangenehm, allein in dem Lande der Seelen zu seyn, und nehmen Gift, um ihm Gesellschaft zu leisten. Haben sie diesen Traum nur einmal, so behauptet man, der Traumgeist

wäre seiner Sache nicht gewiß, und daher käme er nicht wieder. Darum möchte man auf die Vermuthung kommen, daß sie sich auf sehr wichtige Träume nur dann verlassen, wenn sie dieselben mehreremale nach einander haben [71]).

Die Furcht vor den vermeinten unausbleiblichen Folgen, wenn das Verlangen der Seele, welches sich im Traum ausgesprochen hat, unbefriedigt bleibt, veranlaßt sie, mit der möglichsten Sorgfalt auf ihre Träume zu merken. Da man nicht allein den Träumer, sondern auch andere verpflichtet hält, nach Möglichkeit zur Erfüllung dessen, was die Seele im Traume begehrt hat, beizutragen: so würde man es nicht nur für Schwachheit, sondern sogar für ein Vergehen halten, einem sein, durch Traum veranlaßtes, Verlangen abzuschlagen. Und wirklich opfert mancher selbst das Liebste auf, um sich keinen Vorwürfen auszusetzen. Einem hatte geträumt, das Glück seines Lebens bestehe in dem Besitz einer Frau, die an einen der angesehensten Männer des Orts verheirathet war. Beide liebten sich herzlich und

es war ihnen höchst schmerzlich, sich zu trennen; um aber das Verlangen des Träumers nicht unbefriedigt zu lassen, thaten sie es doch, und die Frau verband sich mit ihm. Der verlassene Mann wurde ersucht, eine andere Verbindung einzugehen, und er that es, um allen Verdacht zu vermeiden, als dächte er noch an seine erste Frau. Als aber der Träumer nicht lange nachher starb, nahm er sie wieder zu sich [72]).

Bei den sogenannten gebildeten Völkern würde ein solcher Glaube an die Träume anderer, der uns, die wir in der Mitte derselben leben, höchst thörigt erscheint, die größten Unordnungen und Verwirrungen veranlassen; bei diesen einfachen Naturmenschen, die wir Wilde und Barbaren nennen, ist es nicht der Fall. Nach ihrer Meinung würde es eben so strafbar seyn, falsche Träume zu erdichten, als wirkliche nicht zu erfüllen, und die höheren Wesen würden einen solchen frevelhaften Scherz nicht ungerächt lassen. Nur äußerst selten wagt es einer, mit dem, was allen heilig ist, seinen Spott zu treiben, und durch das Vor-

geben eines Traumes seiner Rache oder seinen Wünschen Befriedigung zu verschaffen. So war einer unzufrieden darüber, daß die übrigen in seiner Cabane gegen seinen Willen einem Kriegsgefangenen das Leben geschenkt hatten. Er warf einen tödtlichen Haß auf den armen Sklaven, wußte ihn aber mehrere Jahre zu verbergen. Endlich erklärte er, er habe im Traume Menschenfleisch gegessen, und bald nachher wieder, es sey von diesem Sklaven gewesen. Die andern bemühten sich auf alle Weise, ihn zu retten. Um den Traum scheinbar zu erfüllen, brateten sie einige aus Teig verfertigte Männer in der Asche. Der grausame Träumer war aber nicht damit zufrieden. Vergebens versuchte man, ihm seinen blutdürstigen Gedanken aus dem Kopfe zu bringen; der arme Sklave mußte endlich hingerichtet werden [73]).

Ein Oberhaupt der Mohawks, um auch ein Beispiel von einem, auf das Recht der Träume gegründeten, verzeihlichen Betrug anzuführen, versicherte einem Engländer, es habe ihm geträumt, er hätte ihm Rum; wieder einmal, er hätte ihm

Taback, und ein drittesmal, er hätte ihm das schön besetzte Kleid, welches er gewöhnlich trug, zum Geschenk gemacht. Der Engländer gab ihm jedesmal bereitwillig das Traumgeschenk, selbst das Kleid, worüber der Empfänger eine große Freude hatte. Nach einiger Zeit erzählte er ihm aber, obgleich er sonst nicht zu träumen pflege, so habe er doch nun auch einen sonderbaren Traum gehabt, nämlich: wie das Oberhaupt ihm einen sehr schönen, am Mohawkflusse gelegenen, Landstrich von bedeutendem Umfange geschenkt habe, um sich ein Haus darauf zu erbauen. Das Oberhaupt lachte, sah ihn sehr vergnügt an und sagte: wenn es ihm wirklich geträumt hätte, so solle er ihn auch haben. Der Engländer bezeichnete den Landstrich und erhielt ihn. Nun meinte aber der Mohawk, sie wollten fernerhin nicht weiter gegen einander träumen, denn er habe nur ein besetztes Kleid erhalten, der Engländer dagegen ein sehr großes Bette, in welchem seine Vorfahren öfters gut geschlafen hätten [74].

Den Träumen zu Ehren begehen sie jährlich ein allgemeines Fest des Verlangens und der Befriedigung desselben. Einige nennen dieses Fest der Träume sehr schicklich Onnonhouarori, d. i. Thorheit, Verrückung oder Umkehrung des Gehirns. Wirklich möchte man sie während desselben für närrisch und verrückt im Kopfe halten. Es wird jedesmal zu Ende des Winters angestellt, dauert mehrere, zuweilen vierzehn Tage und hat viele Aehnlichkeit mit den Bacchanalien und Saturnalien der Alten. Alle Einfälle der Thorheit sind erlaubt. Man läuft von Hütte zu Hütte unter mancherlei lächerlichen und ungeheuren Verkleidungen. Einige sind auf das närrischste bemalt; andere tragen Larven von Baumrinden, und wieder andere haben Säcke über den Kopf gezogen, in welchen Augen und Mund ausgeschnitten sind. Man zerbricht und zerschlägt alles, was man antrifft, und Niemand hat den Muth, es zu verhindern. Man fordert alle, denen man begegnet, auf, dasjenige zu errathen, wovon man zuletzt geträumt hat, und es herzugeben. Das ganze Fest

endigt sich mit großen Mahlzeiten. Dann wird alles zurückgegeben, was man erhalten hat, und jeder ist darauf bedacht, das Unheil, welches er, während seiner Vermummung, angerichtet hat, wieder gut zu machen, wozu oft viele Zeit und Mühe nöthig ist [75]).

Ein Missionar von der Gesellschaft Jesu, der einmal wider seinen Willen bei diesem Feste gegenwärtig seyn mußte, gab eine Beschreibung davon, deren Inhalt wir hier mittheilen. Am zwei und zwanzigsten des Hornungs machten einige dazu beauftragte Alte durch öffentlichen Ausruf bekannt: daß das Fest seinen Anfang nehme. Sie beobachteten dabei den möglichsten Ernst, als wenn es eine Staatssache beträfe. Sogleich sah man Männer, Weiber und Kinder aus ihren Cabanen kommen und, ungeachtet der sehr großen Kälte, fast nackend. Sie breiteten sich nach allen Seiten aus und liefen wie Berauschte oder Rasende herum, ohne zu wissen, wo sie hinwollten, noch was sie haben möchten. Die einen ließen ihre Thorheit nicht weit um sich greifen und verschwanden bald

wieder; andere aber machten Gebrauch von der Freiheit des Festes, welches alle Gewaltthätigkeiten rechtfertiget, um diesen und jenen zu quälen und Rache an ihm zu nehmen. Sie schlugen diejenigen, denen sie nicht wohl wollten, und zerbrachen alles in ihren Cabanen. Einigen schütteten sie ganze Gefäße voll Wasser über den Kopf; andere warfen sie mit heißer Asche oder allerlei Unreinigkeiten, und noch andere mit Feuerbränden oder glühenden Kohlen. Nur durch das einzige Mittel, ihre Träume zu errathen, die alle unvernünftig oder sehr dunkel waren, konnte man diesen Verfolgungen entgehen. Einer dieser Wahnsinnigen gieng in die Cabane, in welcher sich, seines Wissens, die Missionarien befanden. Zu ihrem Glücke hatten sie dieselbe, aus Furcht, schon wieder verlassen; denn wahrscheinlich hätte er ihnen übel begegnet. Er verlangte von den Anwesenden, sie möchten seinen Traum errathen, und als ihm Niemand antwortete, rief er aus: ich tödtete einen Franzosen. Sogleich warf der Eigenthümer der Cabane ihm ein französisches Kleid hin, und er durchlöcherte es mit vielen

Stichen. Nun gerieth aber der Eigenthümer der Cabane in Wuth; er schwur den Franzosen zu rächen und das ganze Dorf in Asche zu legen. Indem fieng er auch an, seine eigene Cabane anzuzünden und, als jedermann hinausgegangen war, schloß er sich darin ein. Einer der Missionarien kam unterdessen zum Vorschein und hörte, was geschehen war. Da er fürchtete, sein Wirth möchte den Flammen zum Raube werden, schlug er die Thüre der Cabane ein und nöthigte ihn hinaus zu gehen. Während dem es ihm gelang, das Feuer zu löschen, lief der Eigenthümer durch das ganze Dorf und drohte, alles in Brand zu stecken. Man warf ihm einen Hund hin, in der Hoffnung, er würde seine Wuth an diesem Thiere stillen, aber er sagte: das wäre noch nicht genug, den Schimpf wieder gut zu machen, der ihm dadurch angethan worden sey, daß man einen Fremden in seiner Cabane getödtet hätte. Man brachte also einen zweiten Hund, den zerriß er in Stücken und nun war seine Wuth gestillet. Der Bruder dieses Mannes erschien vom Kopf bis zu den Füßen mit Blät-

tern bedeckt; zwei Weiber begleiteten ihn. Sie hatten das Angesicht geschwärzt, eine Wolfshaut umhängen, die Haare flogen zerstreut um den Kopf und jede führte einen Pfahl in der Hand. Mit diesem Gefolge gieng er der Reihe nach in jede Cabane und heulte aus allen Kräften. Darnach kletterte er auf ein Dach und nachdem er daselbst, unter entsetzlichem Geschrei, tausenderlei geschickte Wendungen gemacht hatte, stieg er herunter und gieng ganz ernsthaft fort. Nun aber schienen seine Begleiterinnen rasend zu werden, denn sie stießen vor ihm her alles, was ihnen im Wege war, mit ihren Pfählen um. Kaum waren diese von ihrer Entzückung wieder zu sich selbst gekommen, so nahm eine andere Frau ihre Stelle ein, und drang mit Gewalt in die Cabane, wo die beiden Jesuiten sich versteckt hatten. Sie trug eine Flinte, die sie erhalten hatte, als sie ihren Traum errathen ließ und stimmte den Kriegsgesang an, mit tausend Flüchen wider sich selbst, wenn ihr Muth sie keine Gefangenen zurückbringen ließ. Ihr folgte auf dem Fuße ein Krieger, der in der

einen Hand einen Bogen, in der andern ein Bajonet führte. Nach langem Geheule fiel er auf einmal über diese Frau her, die unterdessen wieder ruhig geworden war, setzte ihr sein Bajonet an die Kehle, faßte sie bei den Haaren, schnitt eine Hand voll davon ab und begab sich wieder weg. Hierauf erschien ein Zauberer und rühmte sich mit Hülfe eines, mit Federn gezierten Stabes, welchen er in der Hand führte, die verborgensten Dinge entdecken zu können. Vor ihm her trug man ein mit einem besondern Tranke angefülltes Gefäß. So oft ihm eine räthselhafte Frage vorgelegt wurde, trank er etwas davon, spuckte es aber wieder weg, darnach hauchte er auf seine Hände und auf seinen Stab, und nun antwortete er jedesmal zur Zufriedenheit der Fragenden. Ihm folgten zwei Weiber, die zu erkennen gaben, daß sie Verlangen hätten. Die eine breitete eine Matte vor sich aus; man errieth, daß sie Fische begehrte und gab ihr sie sogleich. Die andere trug ein Werkzeug zum Ackerbau in der Hand. Man erkannte, daß sie ein Stück Feld wünsche, es zu

bauen, und sogleich führte man sie hinaus vor das Dorf und gewährte ihr Verlangen. Einem der Oberhäupter hatte geträumt, er sähe zwei Menschenherzen. Niemand vermochte diesen Traum zu erklären, er veranlaßte daher eine allgemeine Unruhe, und man verlängerte das Fest, welches drei Tage dauern sollte, deswegen noch um einen Tag. Da alle Bemühungen und Nachforschungen darüber vergeblich blieben, so ergriff man endlich, um sich beruhigen zu können, den Ausweg, den Schutzgeist des Oberhauptes durch Geschenke zu besänftigen [76]).

Ansicht des Todes. Leichengebräuche. Todtendienst.

Standhaft und muthig gehen sie dem Tode entgegen im Kampf mit dem Feinde; gelassen und mit ruhiger Ergebung erwarten sie ihn in ihrer Hütte. Der Kranke, welchem der Arzt die Annäherung des Todes verkündiget hat,

und niemals wird sie ihm verheimlicht, spricht mit der bewundernswürdigsten Fassung zu den Umstehenden. In der Regel hält er eine Sterberede an die Seinigen, um ihnen allerlei gute Vermahnungen zu geben; dann nimmt er Abschied von ihnen und bestellet selbst das Gastmahl für diejenigen, welche ihm eine Leichenrede halten wollen. Hierauf breiten seine Verwandten die Geschenke vor ihm aus, die ihn in das Grab begleiten sollen. Man erwürgt eine Anzahl Hunde, damit die Seelen dieser Thiere in der andern Welt Nachricht geben können, daß der Sterbende im Begriff sey, ihnen dahin nachzufolgen. Das Fleisch derselben wird gekocht, um die Gerichte beim Schmause zu vermehren. Nach Beendigung desselben geht das Weinen an; doch unterbricht man es bald wieder, um dem Sterbenden eine glückliche Reise in das Land der Seelen zu wünschen, ihn wegen des Verlustes seiner Verwandten und Freunde zu trösten, und ihn zu versichern, sie und seine Nachkommen würden seine Ehre erhalten. Bei dem

allen ist er heiter und ruhig und bleibt es bis zum letzten Athemzuge [77]).

Alle Vorstellung übersteigt die **Standhaftigkeit der Kriegsgefangenen** bei dem grausamen Martertode, den sie, nach altem Herkommen, erleiden müssen. In der gewissen Erwartung desselben lassen sie schon bei dem Einzuge in den Wohnort ihrer Besieger, in zwar klagenden, aber stolzen Tönen, unaufhörlich das Todtenlied hören. Dies ist gewöhnlich der Inhalt: „Ich bin ein tapferer, ich bin ein unerschrockener Krieger; ich scheue weder den Tod noch die Martern! Verzagt sind die, welche dafür sich fürchten; weniger noch sind sie, als Weiber! Das Leben ist nichts für einen herzhaften Mann. Mögen Verzweiflung und Wuth meine Feinde ersticken! Ach könnte ich sie doch verzehren, könnte ich doch ihr Blut trinken, bis auf den letzten Tropfen!" Oder: „Ich gehe zum Tode; doch ich werde sterben wie ein tapferer Mann! Meine Feinde werden mich martern; doch werden sie mir keine Klage abnöthigen! Ich fordre ihre Wuth heraus;

doch sie sollen es nicht dahin bringen, daß ein Krieger meines Stammes sich entehrt! Ich gehe nun zu den großen Kriegern desselben, welche vor mir umgekommen sind." Ist das Schicksal des Gefangenen entschieden und er dem Hause des Todes gewidmet worden, denn andere widmet man dem Hause des Lebens und nimmt sie in die Familien auf: so wird zur bestimmten Zeit ein starker Pfahl im Dorfe errichtet, und ringsum in einer gewissen Entfernung eine Anzahl Holzhaufen angezündet. Ein Krieger sagt ihm: „Bruder, dein Schicksal erwartet dich;" oder: „fasse Muth, du sollst verbrannt werden," und er antwortet kalt: „Es ist gut!" Ernst und stolz geht er zu dem Todesplatz und, erblickt er die Flammen, so beginnt er zum letztenmal das Todtenlied. Man bindet ihn an den Pfahl und, während die Gluten ihn langsam verzehren, die ausgesuchtesten Martern ihn quälen, besingt er jubelnd die großen Thaten seiner Vorfahren und seine eigenen; erzählt er, wie viele sie und er von den Vorfahren und Verwandten seiner Peiniger erschlagen und skalpirt, welche

Martern sie den Gefangenen zugefügt haben; verhöhnt und verlacht die ihrigen und sagt ihnen, daß sie jenen lange nicht beikämen. Und so sterben nicht einzelne, sondern die meisten, ja man könnte sagen alle; denn selten ist es, daß einem bei dieser grausamen Todesart eine Klage entschlüpft [78]).

Verschieden ist das letzte Schicksal der Alten, welche von Schwachheit und Entkräftung langsam verzehrt werden. Bei einigen Völkern geben ihnen die Ihrigen den Tod; bei anderen versagt man ihnen denselben, auch wenn sie darum bitten, und wartet und pflegt sie mit der größten Aufmerksamkeit bis zum letztem Athemzuge. Ein abgelebter Greis bei den Krihks rief den Seinigen zu: „Ihr liebt mich! aber was kann ich noch thun, um eure Achtung zu verdienen? Gar nichts; ich tauge durchaus nichts mehr! Ich vermag weder das Reh zu schießen, noch den starken Bären zu erlegen. Ich bin euch zur Last, und habe genug gelebt. Laßt meinen Geist nun davon eilen. Mich verlanget, die Krieger meiner Jugend

im Lande der Geister wieder zu sehen. Hier, (indem er seine Brust entblößte,) hier ist das Beil, nehmt es und tödtet mich!“ Aber alle antworteten einstimmig: „Wir wollen nicht, wir können nicht! Wir wünschen dich ferner unter uns!“ [79])

Nicht aus Grausamkeit geben andere ihren kraftlosen Eltern selbst den Tod. Die Noth ihrer herumschweifenden Lebensart gebietet es, da es ihnen, wie den schwächlichen Alten, eben so beschwerlich seyn würde, sie mit herumzuschleppen, als es unmöglich ist, bei ihnen zu bleiben, um nicht alle der Gefahr des Hungertodes auszusetzen. Gewöhnlich bittet der Vater den Sohn selbst darum, ihm sein Klima zu verändern, wie sie in ihrer Sprache sich ausdrücken, und gern thut es der Sohn. Trägt aber bei den nördlichen Chippewäern ein Alter, dessen Leben ihm und den Seinigen zur Last wird, nicht von selbst darauf an, so nöthigt man ihn zu der Wahl: ob er mit einem kleinen Canoe, mit Rudern, Bogen und Pfeilen und einer Trinkschale versehen, an das Ufer einer

Insel ausgesetzt werden und daselbst sterben; oder ob er den Tod nach den Gebräuchen der Väter männlich ertragen will. In der Regel, und seltene Beispiele ausgenommen, wird das Letztere vorgezogen. Hierauf bereitet man ein Schwitzhaus und während dem mit dem Alten die Vorbereitungsprobe vorgenommen wird, legen die Seinigen ihre Freude an den Tag, daß der Herr des Lebens ihnen die Kenntniß mitgetheilt habe, wie sie mit den Bejahrten und Schwachen umgehen und sie in ein besseres Land schicken sollen, wo sie, mit neuer Stärke versehen, mit aller Kraft der Jugend jagen können. Darnach rauchen sie die heilige Pfeife und singen den großen Arzneigesang: „Der Herr des Lebens giebt Muth! Es ist wahr, alle Menschen wissen, daß er uns liebt und wir geben ihm unsern Vater, damit er in einem andern Lande jung seyn mag und jagen kann!" Während nun dieser Gesang mehrmals wiederholt und dabei ein Tanz aufgeführt wird, giebt der älteste Sohn dem Vater mit einer Streitkolbe den Todesstreich. Hierauf nehmen sie den Leichnam und, nachdem sie ihn auf

das beste bemalt haben, begraben sie ihn mit seinen Waffen. Auf das Grab setzen sie eine kleine Hütte von Rinde, damit die wilden Thiere es nicht zerstören können [80]).

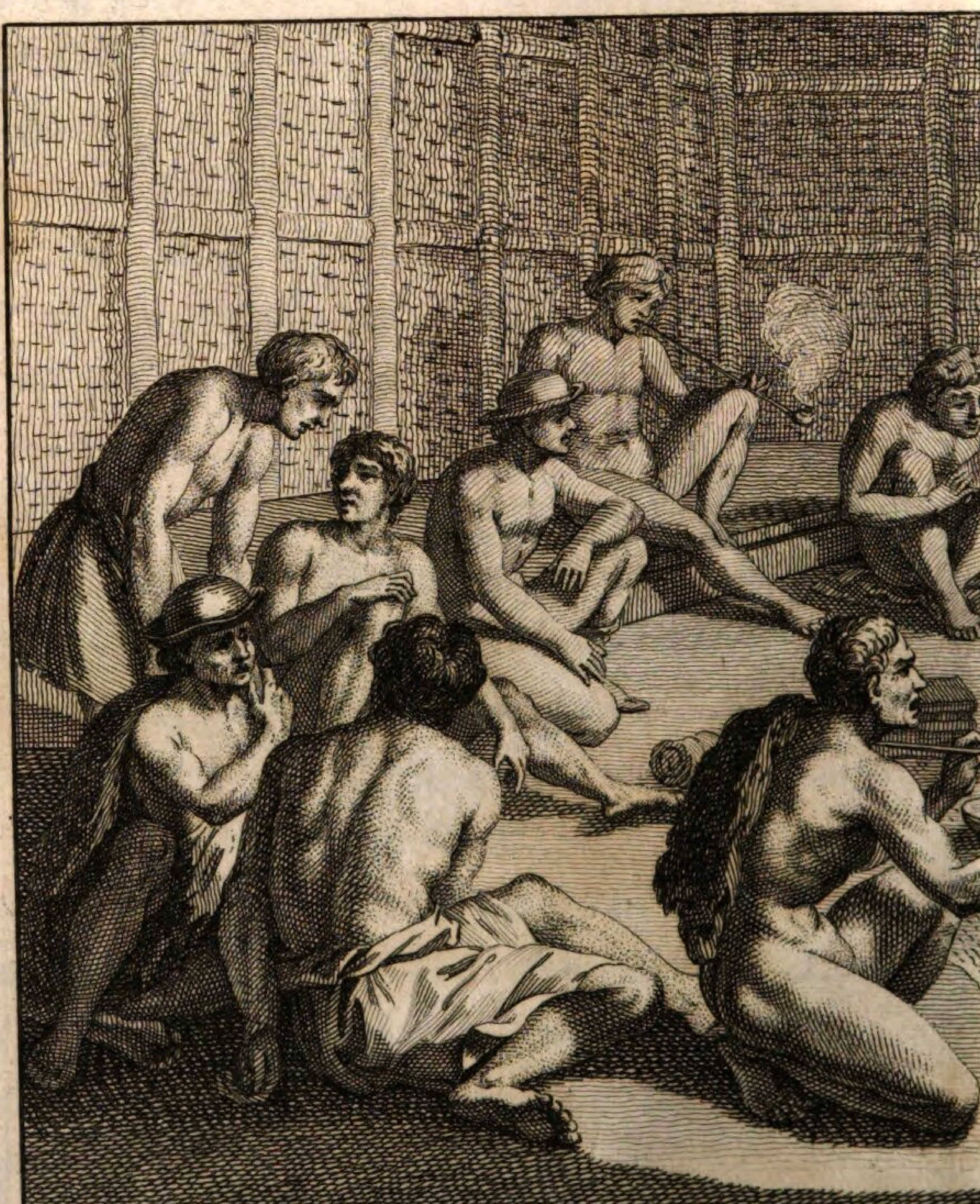
Bei den Anwohnern der Hudsonsbai verlangen die alten Aeltern, wenn sie sich nicht mehr durch ihre eigene Arbeit erhalten können, jedesmal selbst von ihren Kindern den Tod, und diese halten es für eine Pflicht des Gehorsams, ihr Begehren zu erfüllen. Es wird ein Grab bereitet, der Alte, welcher sterben will, begiebt sich hinein, unterredet sich mit den Seinigen, schmaucht noch eine Pfeife Taback und thut noch einen Trunk; dann deutet er ihnen an, daß er fertig sey. Hierauf treten zwei von den Kindern auf die eine und andere Seite des Grabes, legen ihm einen Riemen um den Hals und erwürgen ihn. Nun bedecken sie den Leichnam mit Erde und oben darauf legen sie einige Steine zum Denkmahl [81]). Auch bei den Bergbewohnern in Labrador ist es ein lange vererbter Gebrauch, die Alten umzubringen, so bald sie, aus Mangel an Kräften, für ihre Familie

unnütz und sich selbst lästig werden. Gewöhnlich erzeigt der Sohn dem Vater diesen Liebesdienst, und sie begreifen nicht, wie es die Europäer für eine unmenschliche Handlung halten können, da ein schneller Tod für den eine Wohlthat ist, welcher außerdem durch Hunger und Kälte umkommen müßte [82]). Wirklich ist das Gefühl einiger Völkerschaften verschroben genug, daß sie auf solche Weise eine Grausamkeit begehen, um nicht grausam zu scheinen. Die sogenannten nördlichen Indier und die Chepewyans lassen die Alten, wenn sie nicht mehr im Stande sind, länger mit zu wandern, allein zurück, worauf sie dann Hungers sterben müssen [83]).

Die Todten- und Begräbnißgebräuche sind sich nach den Landschaften und Verfassungen der Völkerschaften ähnlich oder verschieden. Die Chepewyans und andere gegen das Eismeer hin wohnende Stämme, lassen ihre Todten da, wo sie gestorben sind, unbegraben liegen, so daß sie wahrscheinlich von den wilden Thieren und Raubvögeln aufgezehrt werden. Die Ursache ist nicht

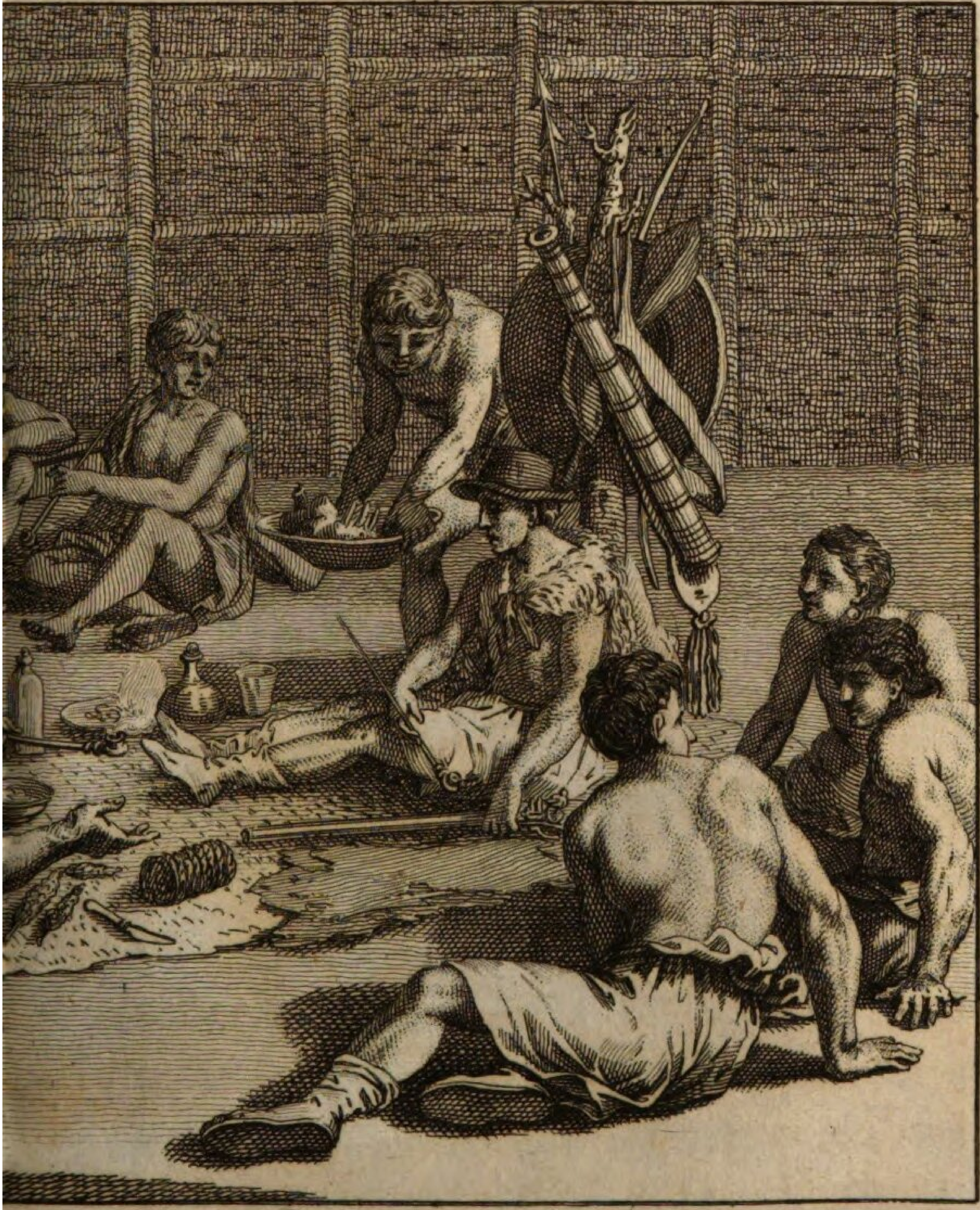
Gleichgültigkeit oder Unempfindlichkeit, sondern der beständig gefrorne Boden. Nur mit großer Mühe würde sich ein Grab darin bereiten lassen, und vermuthlich halten sie es derselben nicht werth, weil sie bei ihrer herumwandernden Lebensart vielleicht nie wieder an die Stelle hinkommen, wo einer der Ihrigen starb. Während des Aufenthalts in den Wäldern bedecken sie die Todten mit Baumzweigen. Das Andenken derselben ehren sie durch Verzichtleistung auf den Gebrauch des ihnen zuständig-gewesenen Eigenthums; ja, um ihren Schmerz ganz auszudrücken, durch Vernichtung ihres eigenen und durch eine lange Trauerzeit, während welcher sie sich die Haare abschneiden und bei jeder Gelegenheit den Verlust des Todten mit Heulen und Schreien beklagen [84]). Die sogenannten Lachsindianer verbrennen die Todten und legen ihre Trauer dadurch an den Tag, daß sie sich die Haare kurz schneiden und die Gesichter schwärzen [85]).

Alle andere Völkerschaften begraben dieselben in der Regel; denn sie verbrennen nur die-



Ein in seiner Cab

T. VI.



ne ausgesetzter Todter.

jenigen, die entfernt von der Heimath im Kriege oder auf Kriegszügen sterben, um die Asche desto leichter fortbringen zu können [86]. Die an den großen Landseen und in ihrer Nähe Wohnenden beobachten bei den Begräbnissen fast ganz dieselben, nämlich folgende Gebräuche. So bald die Seele den Körper verlassen hat, wird der Leichnam abgewaschen und, nachdem er mit Oel bestrichen, und Gesicht und Haupt mit rother Farbe gemalt worden ist, ganz neu gekleidet. Man schmückt ihn mit seinen Halsbändern und anderen Zierrathen und setzt ihn in aufrechter Stellung, als ob er noch lebte, auf eine Matte oder Fell mitten in die Hütte oder auf einen erhabenen Ort. Vor, neben und um ihn werden seine Waffen und alle seine Besitzthümer und die ihm dargebrachten Geschenke aufgehangen und ausgebreitet. Die weiblichen Verwandten stellen sich darum her und beweinen den Verstorbenen in einem lauten Klagegeschrei. Diese Klage wiederholen sie bis zum Begräbniß täglich, Morgens ehe die Sonne aufgeht, und des Abends nach dem Untergange der-

selben. Die Schmerzenstöne der Weiber sind stärker oder schwächer, je nachdem der Verstorbene geliebt und geachtet, oder die Art seines Todes mehr oder weniger traurig war. Während der Klage schlägt man auch wohl auf Baumrinden, oder es wird auf andere Weise ein großer Lerm verursacht, um die Seele des Verstorbenen dadurch zu nöthigen, sich von dem Leichnam zu entfernen und zu ihren Vorfahren zu begeben. Gleich nach der ersten Klage begiebt sich einer aus der Cabane zu dem Oberhaupte des Stammes und macht ihm die Anzeige von dem erlittenen Verlust. Dieser läßt es hierauf nicht nur im ganzen Dorfe bekannt machen, sondern auch in den benachbarten Ortschaften, wo der Verstorbene Verwandte und Freunde hatte. Die Nachricht von dem Tode eines Oberhauptes verbreitet man, so viel möglich, bei der ganzen Völkerschaft, damit sich alle und jede zu Leistung der letzten Pflicht einstellen mögen.

So bald nun die Freunde und Verwandten des Verstorbenen von seinem Ableben benachrichtiget sind, begeben sie sich eilig nach seiner Cabane. Die

Bewohner empfangen sie mit Thränen und schweigend, auch legen sie ihnen die Hand auf den Kopf, den Verstorbenen, welchen man beweinet, damit anzudeuten, aber ohne ihn zu nennen. Hierauf nehmen die Angekommenen ihre Plätze ein, ebenfalls ohne ein Wort zu sprechen. Wenn die Versammlung vollständig ist, dann nimmt die Aelteste unter den klagenden Frauen das Wort, und erzählet, bis auf die geringsten Kleinigkeiten alles, was mit dem Verstorbenen vom Beginn seiner Krankheit an bis zum letzten Augenblick seines Lebens vorgefallen ist. Ist sie damit zu Ende, so erheben die übrigen anwesenden Weiber aufs neue ihr Weinen und Klagegeschrei, und setzen es so lange fort, bis ein Oberhaupt oder ein angesehener Mann ihnen Stillschweigen gebietet. Jetzt wird von diesem und dann von jedem der anwesenden Männer nach der Reihe eine Rede an den Verstorbenen gehalten [87]. Einen Krieger pflegt man darin ungefähr auf folgende Art anzureden:

„Du sitzest noch unter uns, Bruder! Dein Körper hat noch seine gewöhnliche Gestalt und ist dem unsrigen noch ähnlich, ohne sichtbare Abnahme; nur daß ihm das Vermögen zu handeln fehlt. Aber, wohin ist der Athem geflohen, der noch vor wenigen Stunden Rauch zum großen Geiste empor blies? Warum schweigen jetzt diese Lippen, von denen wir erst kürzlich so nachdrückliche und gefällige Reden hörten? Warum sind diese Füße ohne Bewegung, die noch vor einigen Tagen schneller waren, als das Reh auf jenen Gebirgen? Warum hängen diese Arme ohnmächtig, die die höchsten Bäume hinaufklettern und den härtesten Bogen spannen konnten? Ach, jeder Theil des Gebäudes, welches wir mit Bewunderung und Erstaunen ansahen, ist jetzt wieder eben so unbeseelt, als es vor drei hundert Wintern war! Wir wollen jedoch dich nicht betrauren, als wenn du für uns auf immer verloren wärest, oder als wenn dein Name nie wieder gehört werden sollte. Deine Seele lebt ja noch in dem großen Lande der Geister, bei den Seelen deiner Landsleute,

die vor dir dahin gegangen sind. Wir sind zwar zurückgeblieben, um deinen Ruhm zu erhalten, aber auch wir werden dir eines Tages folgen. Beseelt von der Achtung, die wir während deines Lebens für dich hatten, kommen wir jetzt, um dir den letzten Liebesdienst zu erzeigen. Damit dein Körper nicht auf der Ebene liegen bleibe, und den Thieren auf dem Felde oder den Vögeln in der Luft zur Beute werde, wollen wir ihn sorgfältig zu den Körpern der dir Vorangegangenen legen, in der Hoffnung, daß dein Geist mit ihren Geistern speisen, und bereit seyn werde, den unsrigen zu empfangen, wenn auch wir in dem großen Lande der Seelen ankommen" [88]).

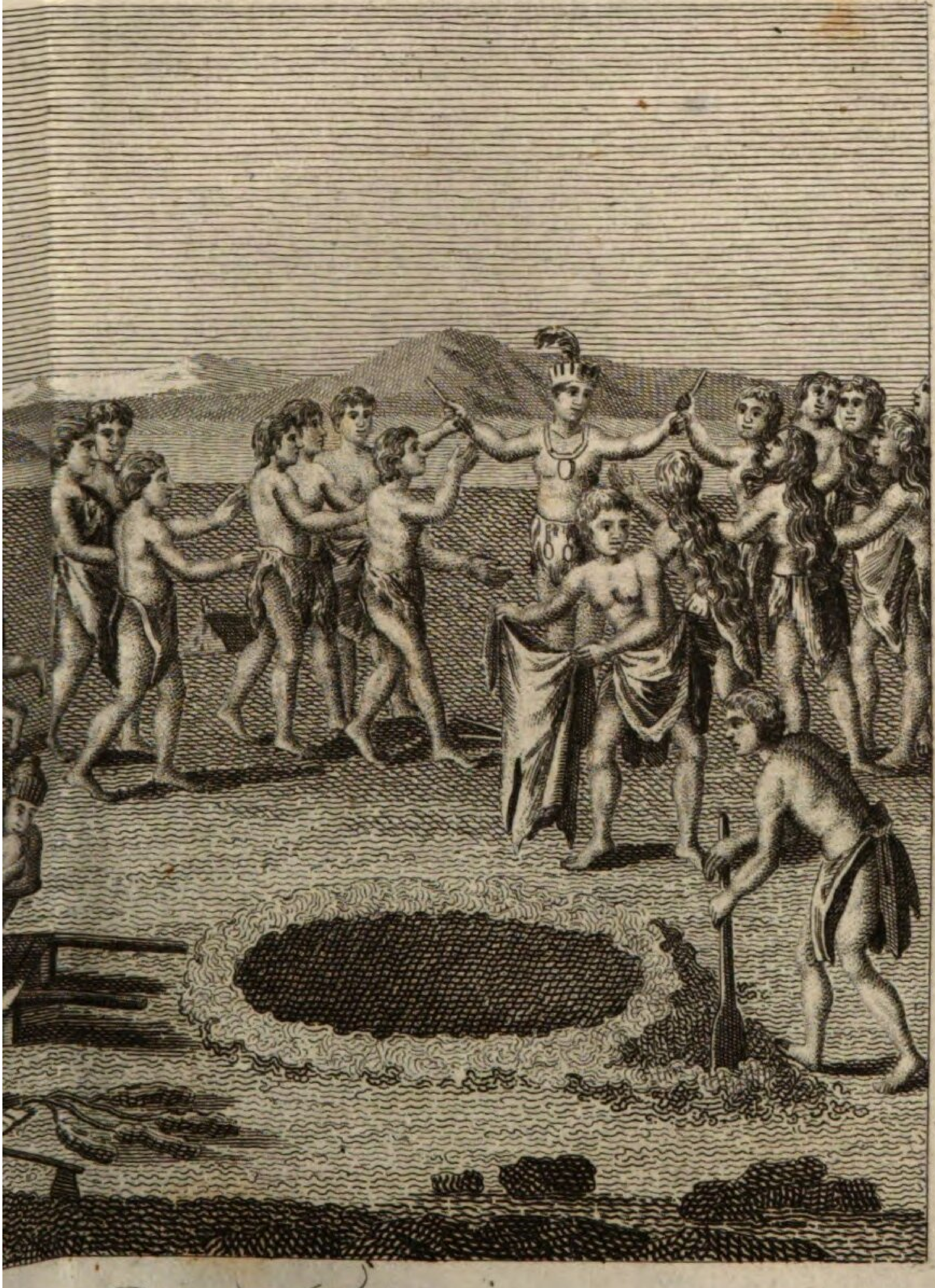
Zu einem todten Krieger, der zugleich mit seiner auch verstorbenen Frau ausgesetzt war, sagten die Lobredner:

„So bist du denn nun bei ihr und doch auch noch hier an ihrer Seite; denn du bist es selbst, den wir bei uns sitzen sehen, der aber kein Wort zu uns sagt! Gleichwohl fehlet dir weder Kopf noch Arm und ihr auch nicht! Dein Stillschwei-

gen macht uns betrübt, und siehest du, wir beweinen dich, weil du nicht mit uns sprichst! Womit ist denn jetzt deine Seele beschäftiget? Ach! ohne Zweifel wird sie trunken seyn von der süßen Musik und dem Tanz im Lande der Seelen, weil sie dich nicht mehr beleben will! Wie sehr ist es zu beklagen, daß sie einen so schönen Körper, wie den deinigen, den nun bald die Fäulniß aufzehren wird, auf solche Weise verläßt! Vor zwei Tagen noch so wirksam, als er den Calumettanz so schön vor uns tanzte, muß er nun vor uns allen verschwinden, wie der Rauch aus einer Pfeife Taback! Er sieht nichts, er fühlet nichts, und kennet uns nicht mehr, weil er nichts ist! Gute Nacht denn, guter Jäger, großer Krieger, schöner Tänzer! Gute Nacht denn, du zur Arbeit geschwinde, zur Haushaltung gute, zum Tanzen schöne, zum Singen geschickte N. u. s. w. Erfreuet euch nun beide unaufhörlich der großen Vergnügungen, welche die Seelen unserer Voraltern, in Gegenwart des großen Geistes genießen und immer genießen werden!" [89]).

Begraebniss

T. VII.

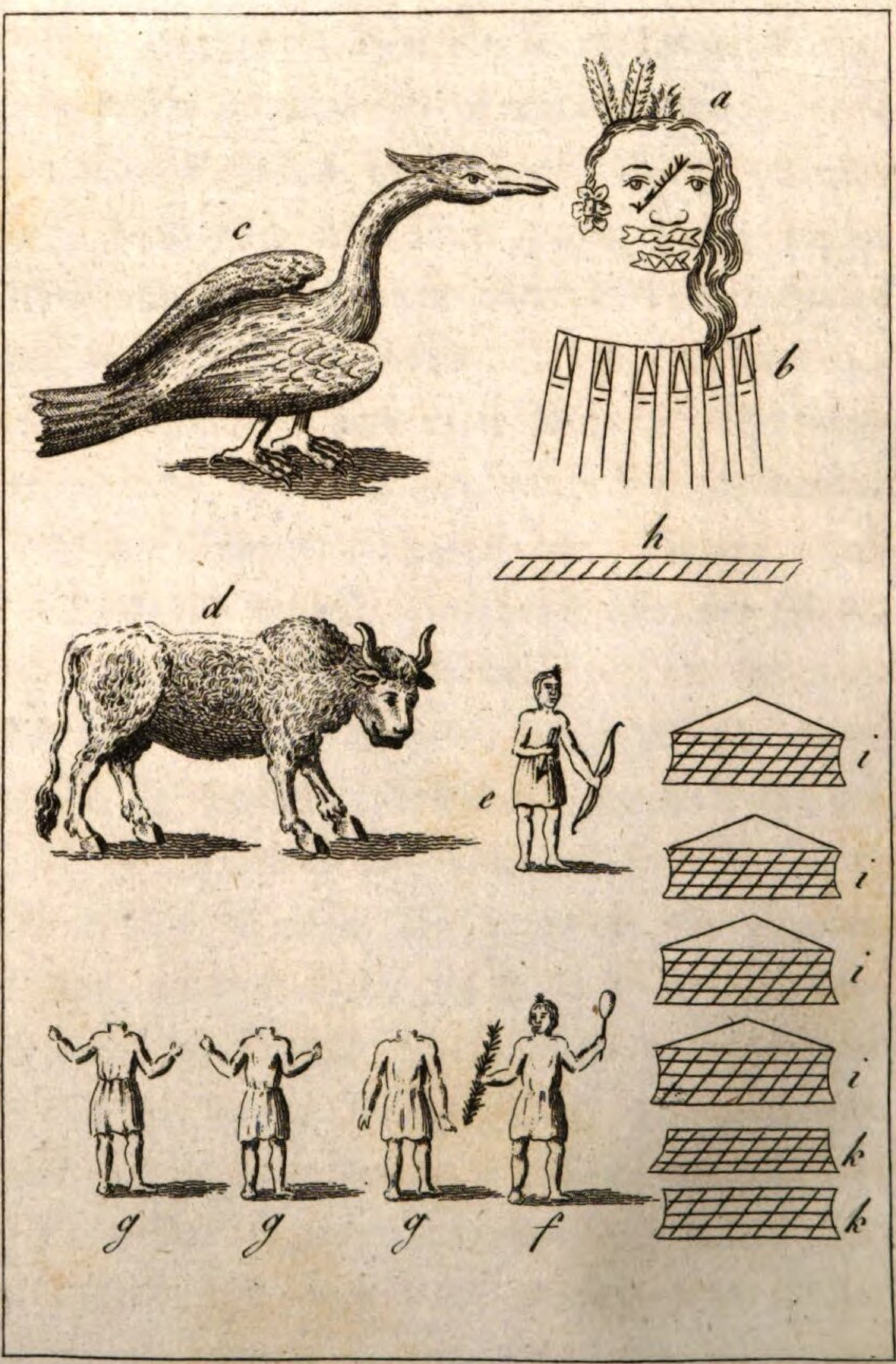


und Todtenfeier.

Nach der allgemeinen Versammlung werden einzelne dazu eingeladene Familien nach und nach zugelassen, den Todten zu besuchen und zu begrüßen. Bei jeder neuen Gesellschaft wiederholet die Klagefrau ihre Erzählung, die Klage erhebt sich aufs neue und ein Redner sagt etwas zum Lobe des Verstorbenen. Und so wird derselbe bis zum Begräbniß, welches gewöhnlich am dritten Tage, zuweilen auch später Statt findet, unaufhörlich bewacht und besucht, gelobet und beweinet.

Das Grab wird auf dem, von den Dörfern abgelegenen Begräbnißplatze meistens von ältlichen Frauen gemacht, denn die jungen Leute scheuen diese Arbeit, und zwar rund, wie man bei uns die Brunnen zu graben pfleget. In Virginien findet man in den Wäldern große Erddämme und in denselben die Todten aufrecht neben einander gestellt [90]). Zuweilen werden die Gräber inwendig mit Baumrinde ausgelegt und, wenn die Leiche hineingesetzt ist, legt man quer darüber einige Stücke Holz, hierauf wieder Rinde, und dann kommt erst ein Haufen Erde. Andere legen die

Leichen zwischen in dem Grabe aufgesetzte Breter; noch andere bedienen sich eigentlicher Särge. So bald alle Anstalten zum Begräbniß getroffen sind, dann wird es in dem ganzen Dorfe ausgerufen und man eilt von allen Seiten nach der Cabane des Verstorbenen. Nun nehmen die Trauerklagen aufs neue ihren Anfang. Bei einigen wird der Leichnam nicht durch die gewöhnliche Thür der Cabane hinausgebracht, sondern durch eine Oeffnung in dem Rindendach über der Stelle, wo er starb [91]). Gewöhnlich tragen ihn vier Männer auf einer Art von Tragsessel auf ihren Achseln an den Begräbnißplatz. Ihnen folgt die ganze Versammlung mit dem tiefsten Schweigen. Die meisten bringen den Leichnam in sitzender Stellung in das Grab; die Irokesen meinen darum, weil der Mensch dieselbe auch schon im Leibe der Mutter habe. Andere, z. B. die Huronen, legen ihre Todten in große Kästen und stellen diese auf vier, zehn, ja funfzehn Fuß hohe Pfeiler. Bei dem Einsenken oder Aufstellen der Leiche erheben die Weiber ein durchdringendes Geheule



Bilderschrift.

und Klaggeschrei; die Männer aber halten es für unanständig, laut zu weinen, und nur heimlich und ohne einen Schmerzenston hören zu lassen, entfallen ihnen Thränen, deren sie sich nicht erwehren können. Mit ins Grab giebt man dem Verstorbenen Kleider und Felle dazu, Taback und Pfeife, Waffen und Hausgeräthe, Farbe, sich zu bemalen, ein Säckchen mit Maiz und getrockneten Heidelbeeren, damit die Seele sich im Lande der Geister, bei denselben Bedürfnissen und Beschäftigungen wie in diesem Leben, derselben bedienen könne [92]).

Beim Kopfe der Leiche, die immer so bestattet wird, daß sie das Gesicht nach Osten kehrt, wird als Denkmal ein Pfosten aufgerichtet und an demselben durch gewisse Zeichen bemerkt, wer da begraben liegt. Die Oberhäupter der Stämme oder Völkerschaften erhalten nur eine wohlausgearbeitete Säule; gilt sie aber einem Kriegsanführer oder Krieger, so wird sie wohl im ersten Falle roth angestrichen, auch werden sein Kopf und seine Thaten darauf gezeichnet, im zweiten Falle

nur die letzteren mit rother Farbe. Einem Arzte hängt man die Schildkrötenklapper oder Calebasse daran, die er bei der Ausübung seiner Kunst gebrauchte; einer Frau die Riemen, mit denen sie ihr Geräthe trug, oder andere, zu weiblichen Verrichtungen nothwendige, Werkzeuge. Die Anwohner der Hudsonsbai pflanzen gewöhnlich einen jungen Tannenbaum auf das Grab, um ihn herum aber stecken sie eine Anzahl bis acht Fuß lange Stöcke in die Erde, so daß sie sich mit dem oberen Ende an den Stamm des Baumes lehnen und gleichsam eine Pyramide bilden [93]).

Während und nachdem die Leiche ins Grab gesenkt und darin in Ordnung gebracht ist, steigt einer der Vornehmsten auf ein um mehrere Stufen erhöhetes Gerüste und beginnt mit lauter Stimme die Austheilung der herkömmlichen Leichengeschenke. Diese bestehen theils in der Nachlassenschaft des Verstorbenen, theils in den von seinen Verwandten zu diesem Entzweck ihm dargebrachten Geschenken. Sie pflegen dieselben, während er in seiner Cabane ausgesetzt ist, neben ihn zu legen,

um sein Leichenbegängniß damit zu ehren. Das meiste gaben die von der Cabane selbst und jeder sucht eine Ehre darin, bis zur Verschwendung freigebig zu seyn. Es scheint, als ob aller Fleiß, alle Mühe und Anstrengung ihres Lebens keinen andern Zweck habe, als ihre geliebten Todten mit den Werken derselben zu ehren. Keine ihrer alten Gewohnheiten beobachten sie mit größerer Aufmerksamkeit. Nichts ist ihnen zu dieser Absicht zu kostbar, und man sieht sie ihre Biberröcke, Getraide, Beile, Muschelschalen und andere Dinge, welche ihre größten und geschätztesten Reichthümer ausmachen, in solcher Menge verschwenden, als ob sie gar keinen Werth hätten. Manche erschöpfen sich dadurch beinahe gänzlich. Am Tage des Begräbnisses werden diese Geschenke um das Grab herum, theils auf Stangen gesteckt, theils auf erhabene Gerüste gelegt. Bei der Austheilung nehmen die Verwandten nicht das geringste zurück, nicht nur weil der Anblick solcher Sachen den Schmerz um den Todten erneuern würde; sondern auch, um ihre Liebe für denselben an den Tag zu

legen, und weil sie, wie es scheint, ihm einen Gefallen zu erzeigen glauben, wenn sie seine Habseligkeiten, deren längeren Gebrauch sie ihm selbst so gern gewünscht hätten, seinen Freunden zu Theil werden lassen. Das meiste erhalten diejenigen, die das Begräbniß besorgt haben, welches niemals von Verwandten geschieht, das übrige wird dergestalt unter alle diejenigen, welche die Leiche zu ihrer Ruhestätte geleitet haben, vertheilt, daß jeder etwas erhält.

Den Beschluß der ganzen Feierlichkeit macht eine Art von Kampfspiel. Der Anführer, der dabei die Aufsicht hat, stellt sich auf das, während der Austheilung der Geschenke zugemachte, Grab und wirft von demselben mitten unter den Haufen der Jünglinge und jungen Männer einen kleinen Stab, etwa von der Länge eines Fußes, oder er giebt ihn einem der stärksten unter ihnen selbst in die Hand. Sogleich bemühen sich alle die übrigen, ihm denselben zu entreißen, und jeder sucht den Besitz desselben zu erringen und zu behaupten. Dasselbe thut er zu gleichem Zweck den jungen

Weibern und Mädchen. Derjenige und die, welche endlich den Sieg davon tragen, erhalten einen dafür ausgesetzten Preis und hierauf begiebt sich jedermann nach Hause [94].

Die Gräber sind heilig und es wird für das größte Verbrechen gehalten, sie aufzubrechen, zu entweihen und das Eigenthum der Todten zu rauben. Einige Stämme in Florida ließen sie sogar bewachen, um sie gegen die wilden Thiere zu beschützen [95].

Bei mehreren dieser Völkerschaften findet man gemeinschaftliche Begräbnißplätze, nicht nur für einzelne, sondern wohl gar für alle Stämme. Da aber ihre durchaus, oder doch in einem Theil des Jahres herumschweifende Lebensart es unmöglich macht, die Leichname sogleich nach dem Tode an den allgemeinen Todtenplatz zu bringen: so werden von Zeit zu Zeit die Körper aller bis dahin Verstorbenen wieder aus ihren ersten Gräbern, denen sie nur auf eine Zeitlang anvertraut waren, herausgenommen und, unter den größten Feierlichkeiten an einem für immer oder jedesmal

neu dazu bestimmten Platz, zum zweitenmal begraben. Einige begehen dieses allgemeine Todtenfest, welches sie das Fest der Seelen nennen, von einem Jahre zum andern, z. B. die Nadowessier. Sie wickeln deswegen die frischen Leichname in Büffelhäute ein und legen sie bis dahin auf ein hohes Gerüste oder die Zweige eines Baumes. Wenn sie im Frühling zu einer großen Höhle, ohnfern des berühmten Wasserfalles von St. Anton ziehen, um dem jährlichen großen Rath der ganzen Völkerschaft beizuwohnen, so nehmen sie ihre Todten mit und begraben sie in der Höhle. Sie nennen dieselbe Wakon-tibe, die Wohnung des großen Geistes. Der einzige Zugang zu derselben ist eng und steil, und läuft nahe am Rande des Flusses fort; der Eingang ist ungefähr zehn Fuß weit und fünf Fuß hoch. Die Höhe des innern Gewölbes beträgt funfzehn, die Breite etwa dreißig Fuß; die Tiefe aber ist sehr bedeutend und nicht gemessen. Ungefähr zwanzig Schritte vom Eingange fängt ein Bassin an, dessen Wasser äußerst klar und rein ist, und das sich so

weit erstreckt, daß man bei der Dunkelheit der Höhle sein Ende nicht absehen kann. Der Boden desselben besteht aus einem feinen Sande, die Wände aus einem weichen, leicht zu bearbeitenden Stein. Man erblickt an denselben viele Bilderschriften, die zum Theil sehr alt zu seyn scheinen, weil sie dergestalt mit Moos bedeckt sind, daß man sie kaum noch erkennen kann [96]).

Die Huronen und Irokesen begehen ihr Seelenfest, Agochinatiskein nennen es jene, alle zehn oder zwölf Jahre, oder so oft sie die Dörfer verändern, auf folgende Weise. Wenn die Zeit desselben herannahet, dann werden nicht nur in den einzelnen Dörfern, sondern auch in den allgemeinen Versammlungen der ganzen Völkerschaft, wiederholte Berathschlagungen gehalten. Man vereinigt sich endlich nicht nur über die eigentliche Zeit, in welcher es angestellt, und über den Ort, wo das gemeinschaftliche Grab gemacht werden soll: sondern auch über die nöthigen Vorkehrungen, um es durch die Anwesenheit dazu eingeladener benachbarter Stämme und Bundesgenos-

sen recht glänzend und ansehnlich zu machen. Zugleich wird eines der Oberhäupter zum Meister des Festes ernannt. Derselbe macht überall die nöthigen Anordnungen, und jede Dorfschaft setzt sich in Bewegung, sie zu befolgen. An dem ersten heitern Tag nehmen die Athaionné, d. i. die Leichenbesorger und Todtengräber jeder Familie, die früher sorgfältig in die Gräber gelegten Leichname wieder heraus. So bald die Gräber geöffnet sind, nimmt die Trauerklage der anwesenden Verwandten aufs neue ihren Anfang, wie einst am Tage des Absterbens. Auch diejenigen, die im Kriege oder auf einem Jagdzuge an einem entfernten Ort begraben wurden, werden mit der größten Mühe und Beschwerde herbei geholt. Die schon lange in der Erde lagen, werden entfleischt, andere, die erst kürzlich begraben, noch ihre völlige Gestalt haben, nur gereinigt. Das Fleisch und die Decken und Felle, worin sie eingewickelt waren, werden ins Feuer geworfen. Aufs neue in Säcke oder Röcke von Biberfellen eingehüllt, werden die noch ganzen Körper auf Tragen, die Knochen in

Bündeln von jeder Familie auf den Schultern in ihre Cabane gebracht und daselbst Feste zu Ehren der Verstorbenen gefeiert. Während derselben erhebt man von Zeit zu Zeit ein durchdringendes Geschrei, welches das Seelengeschrei genannt wird. Zu bewundern ist die außerordentliche Sorgfalt, durch welche sich diese Menschen der Pflichten ihrer zärtlichen Liebe zu ihren verstorbenen Verwandten zu entledigen streben. Man sieht sie auch die kleinsten Gebeine zusammen suchen, die von der Fäulniß angegriffenen Körper von den Würmern säubern, sie mehrere Tagereisen auf den Schultern tragen, und doch dabei keine andere Bewegung an ihnen, als die Betrübniß, solche, im Leben wie nach dem Tode, beständig geliebte Personen verloren zu haben. Zwei oder drei Tage vor der Abreise zu dem gemeinschaftlichen Grabe werden alle Leichname und Gebeine in die Cabane der Rathsversammlungen gebracht, daselbst entweder aufgehangen oder hingelegt, und mit ihnen die zu dem Feste bestimmten Geschenke. Das Oberhaupt giebt den Verwandten derselben ein reich=

liches Gastmahl, und zwar im Namen des verstorbenen Oberhauptes, dessen Namen er wieder erweckt hat. Er singt das Todtenlied desselben, damit es scheine, als wäre er noch am Leben. Beim Weggehen singen die Gäste haé! haé! in der Meinung, damit die Stimme der Seelen nachzuahmen.

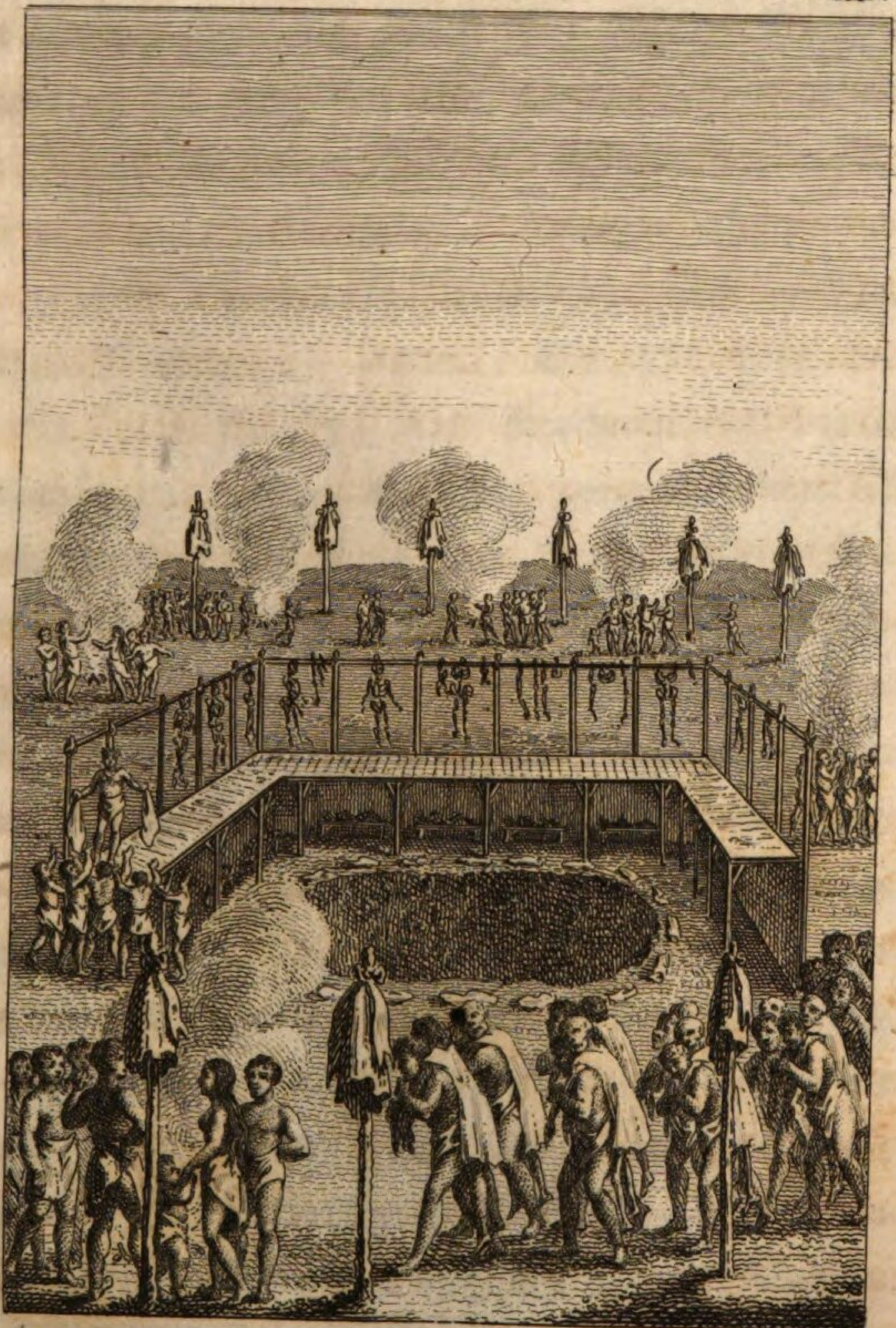
Nun werden die letzten Vorbereitungen zu der Reise gemacht, die endlich in großen Haufen angetreten wird, jeder mit seinen, mit feinen Biberröcken bedeckten, Leichnamen oder Knochenbündeln beladen. Einige haben sich die Mühe gegeben, die Gebeine in ihrer natürlichen Stellung wieder zusammen zu fügen, und tragen nun diese Gerippe, geziert mit Muschelschalen und Kränzen aus hochroth gefärbten Haaren. Beim Aufbruch aus ihren Wohnorten, unterweges und wenn sie sich andern Dörfern nähern, durch welche ihr Weg sie führt, wiederholen sie die Todtenklage und den Seelengesang. Man macht nur kleine Tagereisen und kehrt in allen Ortschaften ein. Die Einwohner derselben gehen ihnen entgegen und man über-

häuft sich gegenseitig mit Geschenken. Sind endlich nicht nur alle diese verschiedenen Haufen, sondern auch die zu dem Feste geladenen Fremden an dem allgemeinen Versammlungsorte angekommen: so empfängt man diese in einer großen, zu diesem Zweck errichteten, Cabane. In derselben hat jede verbündete Völkerschaft ihren eigenen bezeichneten Platz. So bald die anwesenden Abgeordneten denselben eingenommen haben, erklären sie, daß sie erschienen wären, um der an sie ergangenen Einladung Genüge zu leisten. Hierauf übergeben sie die mitgebrachten Geschenke, ja um dieselben noch zu vermehren, ziehen sie auch ihre eigenen Kleider aus. Darnach fangen sie an nach dem Klange der Trommeln und Schildkrötenklappern zu tanzen, und dann gehen sie, einer hinter den andern, um drei in der Cabane deswegen aufgerichtete Tannen herum. Unterdessen werden von denen, die sie eingeladen haben, an die Stelle der von ihnen mitgebrachten Geschenke weit wichtigere gelegt, und zum Beschluß giebt man ihnen ein Gastmahl. Also werden mehrere Tage von beiden

Theilen in einer immer wieder vergoltenen Freigebigkeit zu Ehren der Todten hingebracht. Oberhäupter und andere bitten eine Anzahl Gäste und, anstatt sie mit Speisen zu bewirthen, machen sie ihnen Geschenke an Kleidern, Beilen, Kesseln und anderen Sachen von Werth. Manche gehen in ihrer Freigebigkeit so weit, daß sie ihren ganzen Reichthum erschöpfen. Andere Unterhaltungen in diesen ersten Tagen des Zusammenseyns gewähren verschiedene Spiele. Hier sieht man die Jünglinge, dort die Mädchen, jedes Geschlecht besonders, sich vom Morgen bis zum Abend, im Bogenschießen, im Wettlauf und anderen Uebungen versuchen, und jedesmal erhalten die Sieger dazu ausgesetzte Preise zur Belohnung.

Während dieser Festlichkeiten ist an einem großen Platze eine, viele Klafter weite und etwa zehn Fuß tiefe, Grube bereitet worden. Der Grund derselben wird geebnet, die Wand aber wird mit Biberfellen bekleidet. Mitten hinein legt man einige Kessel und andere Hausgeräthe zum Gebrauch der Todten. Diese Grube wird rings um

T. IX.



Das Seelenfest.

mit einem, zehn bis zwölf Fuß hohen, Gerüste umgeben, an dem sich eine Menge Leitern befinden, daran hinauf zu steigen. Der Boden desselben wird mit Rinden belegt. Darüber erheben sich in gleicher Entfernung Stangen, auf welchen andere Querstangen ruhen. Sie sind dazu bestimmt, die Gerippe und Knochenbündel daran aufzuhängen. Für die noch ganzen Leichname werden unten am Rande der Grube kleinere Gerüste errichtet. Am Tage des Seelenfestes selbst, betrachtet zunächst jede Familie noch einmal die Ueberreste ihrer geliebten Todten. Man erblickt, man betastet, man schmückt sie zum letztenmal; die Todtenklage erneuert sich mit der wiederkehrenden Betrübniß, und überall hört man nichts, als Heulen und klägliches Schreien. Nach Endigung der Klagen macht sich zu der, vorher durch einige Ausrufer bestimmten, Zeit jede Dorfschaft, jeder Stamm, unter Anführung des Oberhaupts, in herkömmlicher Ordnung auf den Weg. Voraus geht derjenige, der den Leichnam oder die Gebeine eines Anführers trägt; die übrigen folgen ihm

nach dem Unterschied des Standes, Alters und Geschlechts ihrer Todten. Kommen die verschiedenen Prozessionen auf dem großen Platze an, wo die Grube gemacht ist: so stellt sich eine jede an den, durch den Meister des Festes ihr angewiesenen Ort. Man legt die Leichname und Knochenbündel auf die Erde und zeigt die erhaltenen Geschenke, indem man sie theils auf dem Boden ausbreitet, theils auf Stangen steckt. Nachdem sie einige Zeit zur Schau ausgesetzt waren, macht sich jede Gesellschaft bereit, das die Grube umgebende Gerüst und den auch da ihr angewiesenen Platz zu besteigen. Auf ein von dem Meister gegebenes Zeichen klettern sie in der größten Eile die Leitern hinauf und das Gerüste ist augenblicklich angefüllt. Man hängt und befestiget die Gerippe und Knochenbündel an die dazu errichteten Querstangen und steigt eben so eilig wieder herunter. Am folgenden Tage werden, unter Anstimmung von Trauerliedern, zuerst die Leichname, jeder in zwei oder drei Biberröcke eingeschlagen, in die Grube hinabgelassen. Darnach wirft man

die Gebeine darauf und bringt sie mit langen Stangen in Ordnung. Vorher steigen zuweilen alle Anwesende in die Grube hinab, um sich ein wenig Erde daraus zu nehmen, die sie sorgfältig aufbewahren. Ueber die Leichname und Gebeine legt man Biberfelle, Matten und Baumrinden, und diese bedeckt man mit Holz, Steinen und Erde. Die Weiber bringen Schüsseln mit Maizbrei, auch Körbe voll Maiz herbei, als ein Opfer zu Ehren der Todten. Man streuet alles oben auf die Grube, als den letzten Beweis der Zärtlichkeit gegen dieselben. Während dem die Todten bestattet werden, theilen einige dazu bestimmte Oberhäupter die noch übrigen Geschenke im Namen derselben aus; denn ein Theil davon ist zur Ausschmückung der Grube verbraucht, ein anderer mit den Todten begraben worden. Bei einem solchen, von einem europäischen Augenzeugen beschriebenen, Feste waren derselben wohl zwölfhundert. Einen Theil erhielten die Meister des Festes, einen andern die geladenen Fremden einzeln, und ein dritter wurde von dem Gerüste unter die Menge geworfen [97].

Einige Völker, besonders diejenigen, welche zu festen Wohnsitzen und einer fester geknüpften gesellschaftlichen Verfassung gelangt waren, haben die alte Gewohnheit der gemeinschaftlichen Begräbnisse aufgegeben. Da ihnen aber die Meinung unvergessen blieb, welche dieselben höchstwahrscheinlich veranlaßt hat: daß die Seelen der Verstorbenen sich noch eine Zeitlang in der Nähe der Leichname aufzuhalten pflegen, und man also bemüht seyn müßte, ihnen durch die möglichste Sorgfalt für die Ueberreste ihres irdischen Daseyns noch lange Zeit nach ihrem Tode die letzten Beweise der Liebe und Verehrung zu geben; so führten sie nun, anstatt derselben, die ihnen eigenen Gebräuche gemeinschaftlicher Familienbegräbnisse, einer sorgfältigen Zubereitung und langen Aufbewahrung der Leichname, mehrmaliger Begrabung, gemeinschaftlicher Todtenfeste und andere, ein. Die Nantikoks graben die Leichname einige Monate nach der Beerdigung wieder aus, reinigen sie, hüllen sie in neue reine Gewänder und legen

sie wieder in die Erde. Dabei wird ein auf das reichlichste versehenes Gastmahl gegeben [98]).

Die Tschaktas legen die Leichname zunächst in einem Sarg von Cypressenrinde auf ein, etwa zwanzig Fuß hohes Gerüste, welches sie gerade den Thüren der Häuser, die sie bewohnt haben, gegenüber oder in einem nahen Haine errichten, und bedecken sie mit einem leichten Gewande. Hier bleiben sie, häufig von ihren Verwandten besucht, besonders von den Weibern, welche das Gerüst jeden Morgen umgehen und weinen, bis sie so weit in Verwesung übergegangen sind, daß sich das Fleisch ganz leicht von den Knochen ablösen läßt. Dann werden sie wieder herunter genommen und die Priester machen, so ist es Vorschrift, diese Ablösung mit den Nägeln, in Gegenwart der ganzen Verwandtschaft des Verstorbenen, welche ihren Schmerz durch Todtengesänge, Heulen und Verzweiflung ausdrückende Gebärden an den Tag legt. Das abgelösete Fleisch bringt man wieder auf das Gerüste und verbrennt es zugleich mit demselben, die Knochen aber werden sorgfältig einge-

wickelt und in einem Sarg in der allgemeinen Begräbnißhütte der ganzen Familie begraben. Hierauf folgt ein Todtenmahl von gekochtem Fleische, wozu wohlhabende Familien gewöhnlich drei Pferde schlachten lassen [99]).

Die Oumas, Natches und andere, deren Oberhäupter eine, den meisten dieser Völker unbekannte Gewalt übten, gebrauchten, um die Leichname derselben vor der Verwesung zu sichern, folgendes Mittel. Sie zogen ihnen, nachdem sie dieselben längs dem Rücken geöffnet hatten, mit aller Vorsicht die ganze Haut ab, und dann entfleischten sie die Knochen eben so, ohne die Bänder zu verletzen, welche sie zusammen halten. Hatte man die Knochen eine Zeitlang trocknen lassen, dann wurde die Haut, die unterdessen zubereitet und geschmeidig gemacht worden war, wieder darüber gezogen, überall mit feinem Sande ausgefüllet und zugenähet, so daß es den Schein hatte, als wäre der Leichnam noch unversehrt. Hierauf stellte man ihn in den Tempel auf eine dazu bestimmte Erhöhung, und zu seinen Füßen, in wohl=

verwahrten Körben, das entweder an der Luft getrocknete oder beim Feuer geröstete Fleisch 100).

In Florida begrub man die Paraußti oder Oberhäupter mit der möglichsten Pracht. In einigen Gegenden wurden sie in den Tempeln beigesetzt, in anderen der Erde übergeben. In diesem Falle steckte man rund herum um das Grab Pfeile mit den Spitzen in die Erde, und oben darauf setzte man die Trinkschale, deren sie sich im Leben bedient hatten. Die Verwandten und Freunde brachten drei Tage mit Fasten und Weinen bei dem Grabe zu, und schnitten sich, zum Beweis ihrer Trauer, alle Haare vom Kopfe. Späterhin mußten wohl sechs Monate lang ausdrücklich dazu bestellte Klageweiber täglich dreimal, am Morgen, Mittags und Abends, dahin gehen und weinen. Die Priester wurden in ihren Häusern begraben und diese mit allen darin befindlichen Habseligkeiten des Verstorbenen verbrannt. Die Knochen dieser für heilig gehaltenen Leichname suchte man aus der Asche hervor und stieß sie zu Pulver, damit die Verwandten es unter ihr Getränke

mischen konnten. Hier und da mußten auch die Sklaven und liebsten Diener ihren Herren im Tode folgen [101]).

Bei den Stämmen an den Apalachischen Gebirgen pflegte man die Leichname einzubalsamiren. Man ließ sie drei Monate in dem Balsam, legte sie dann in Särge von wohlriechendem Holze und behielt sie nun noch ein ganzes Jahr im Hause. Nach Verlauf desselben begrub man sie in einem nahen Walde an der Wurzel eines Baumes. Die Leichname der Oberhäupter wurden, nachdem sie also zubereitet und auf das köstlichste geschmückt, eingesargt worden waren, drei Jahre lang in ihrem Sterbezimmer aufbewahret; dann aber bei ihren Vorfahren, am Abhange des heiligen Berges Olaimy in eine Felsenkluft begraben. Den Eingang verschloß man mit großen Kieselsteinen, an die Aeste der nahe stehenden Bäume hieng man die Waffen, deren sich der Verstorbene im Leben bedient hatte, und die nächsten Verwandten pflanzten eine Ceder dabei, die mit vieler Sorgfalt unterhalten wurde.

Gieng sie aus, so setzte man sogleich eine andere an ihre Stelle [102]).

Bei den Natches mußten diejenigen, die mit Frauen aus dem Geblüte der Sonnen oder Oberhäupter verheirathet waren, ihnen, wenn sie starben, den Sonnen selbst aber nicht nur ihre Weiber, sondern auch eine gewisse Anzahl ihnen ganz zu eigen ergebene Personen, die man mit einem Worte benamte, welches gänzlich ergeben bedeutete, im Tode folgen. Die letzteren wurden auf Kosten der Sonnen erhalten und waren verpflichtet, sie überall hin zu begleiten, mit der möglichsten Sorgfalt über ihr Wohlergehn zu wachen und Theil an allen ihnen begegnenden Glücks- oder Unglücksfällen zu nehmen. Den Tod erhielten sie bei dem Leichenbegängnisse dessen, dem sie ihr Leben gewidmet hatten, auf folgende Weise. Wenn der Leichnam am Eingange des Tempels hingestellt worden war, dann wurden sie entweder einzeln erdrosselt, oder es wurde ihnen allen ein langer, zuweilen von ihnen selbst dazu verfertigter Strick um den Hals geschlungen. In diesem Falle bil-

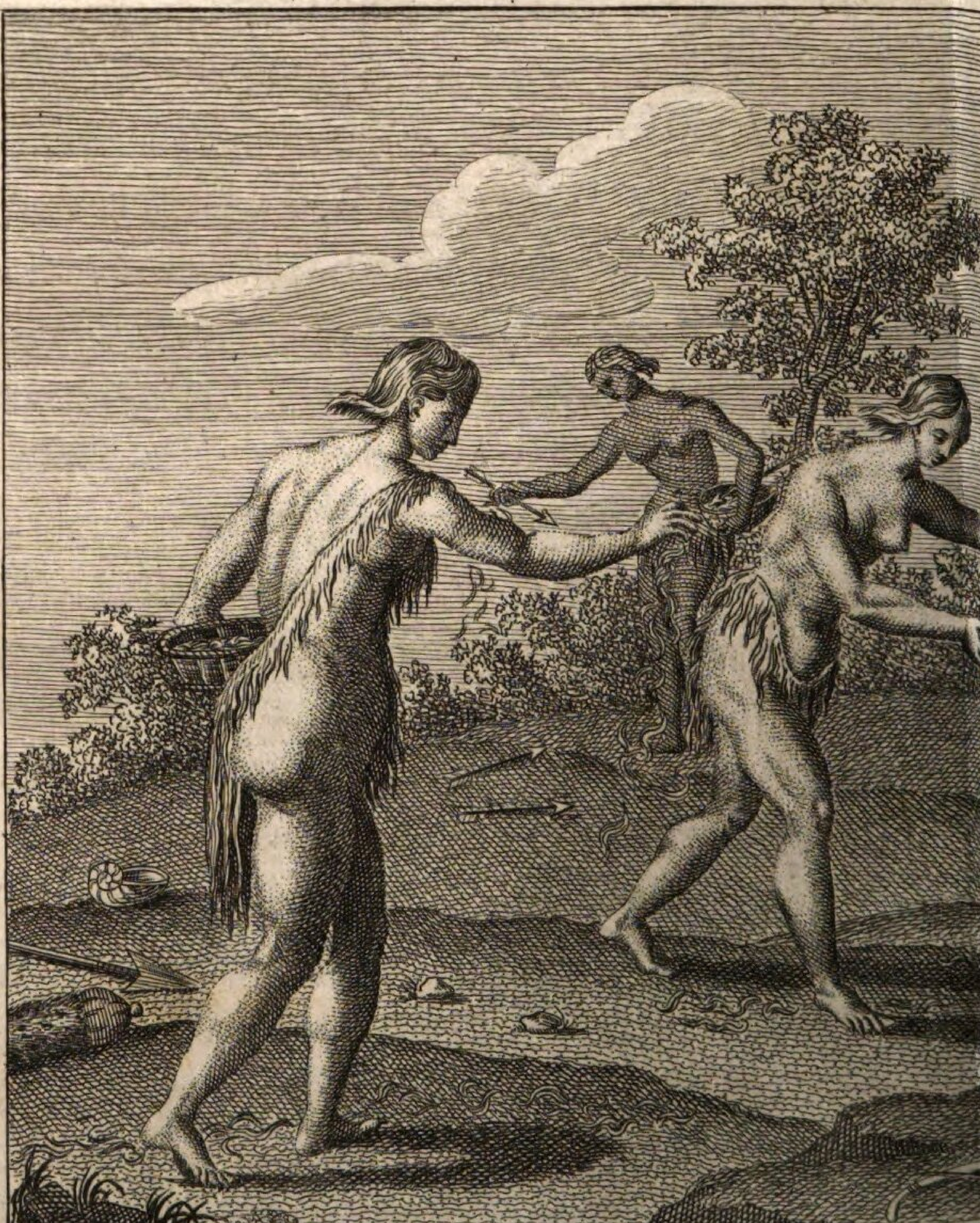
deten sie einen Kreis, tanzten und sangen, während der Strick von einigen andern, die auf beiden Seiten standen, immer mehr und mehr angezogen wurde, so lange, bis ihnen endlich die Hälse zugeschnüret waren [103]).

Man muß den Tod dieser Getreuen als ein Opfer für die Todten betrachten, deren es eben so verschiedene gab, wie für die verehrten höheren Geisterwesen. Auch die Hinrichtung der Kriegsgefangenen ist aus diesem Gesichtspunkte zu erklären. Während sie zu Tode gequält werden, fordern ihre Ueberwinder die Geister ihrer im Kampfe gefallenen Verwandten auf: sie möchten herbeikommen, um sich satt zu trinken an dem Blute der Feinde ihres Volks [104]). Offenbar müssen sie sterben als Opfer zu Ehren der von ihren Landsleuten erschlagenen Freunde und Verwandten ihrer Besieger. Bei den Knisteneaux opfern sich sogar manche Weiber durch einen freiwilligen Tod den Geistern ihrer verstorbenen Männer. Eben so sind die erwähnten Leichengeschenke wahre Opfergeschenke; denn sie

werden zum Theil im Namen der Todten, denen sie gewidmet waren, wieder ausgetheilt; die verschiedenen Todtenmahlzeiten aber, insbesondere bei den Seelenfesten, sind Opfermahlzeiten. Bei einigen Völkern setzt man den Todten nach ihrer Bestattung von Zeit zu Zeit etwas Speise auf das Grab, damit sie nicht Hunger leiden mögen; späterhin unterläßt man es wahrscheinlich deswegen, weil dann die Seele nicht mehr bei dem Grabe verweilt [105]). Andere, z. B. die Delawaren, Irokesen, meinen, die Seelen der Verstorbenen könnten, wenn man sie für beleidigt halten müsse, durch Speise- oder Trankopfer versöhnt werden. Zu jenem wird ein Schwein geschlachtet oder ein Bär erlegt und davon eine Mahlzeit bereitet, zu der man nach Gefallen Gäste einladen kann oder nicht. Man hält diese Mahlzeit im Finstern, ohne Feuer und Licht. Beim Anfang derselben legt einer der Alten den Seelen einen Theil der Speise vor, dabei spricht er mit ihnen und bittet sie, wieder zufrieden zu seyn. Hierauf giebt er den Anwesenden die Versicherung, die Seelen wären

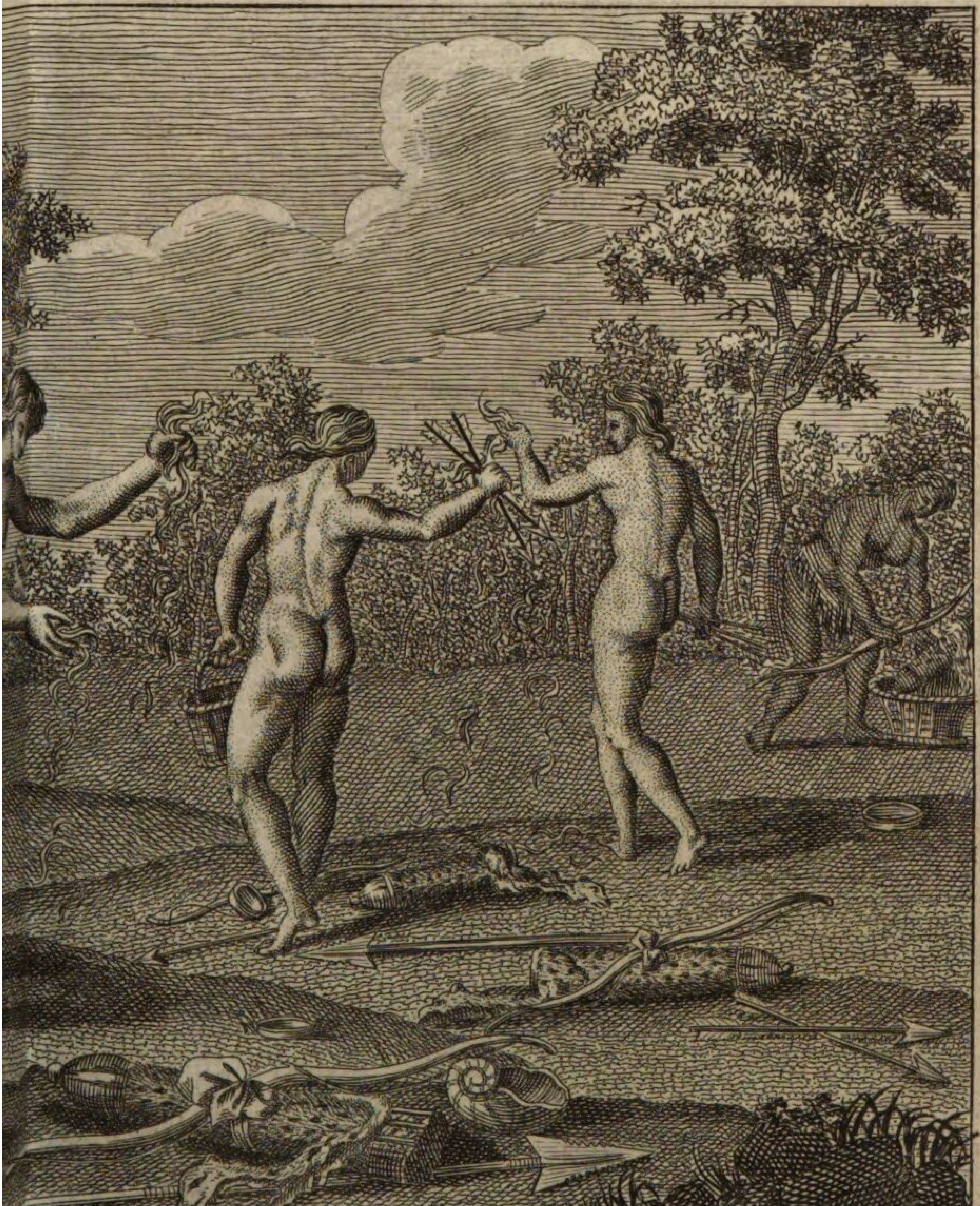
nun versöhnet. Bei einem Trankopfer geht man, bevor etwas davon genossen wird, auf den Begräbnißplatz und gießt einen Theil des Getränkes auf die Gräber. Dabei spricht ein alter Mann eben so mit den Seelen, wie bei dem Speiseopfer [106]). Die Knisteneaux behaupten: wenn einem Verstorbenen sein Eigenthum nicht wäre mit ins Grab gegeben worden, so erscheine auf den Bäumen in der Nähe seiner Wohnung ein Geist, in der Gestalt eines Mannes, mit einem Gewehre in der Hand, und höre nicht auf sich zu zeigen, bis man ihm das vorenthaltene Eigenthum geopfert habe [107]).

Die Trauergebräuche sind eben so mannichfaltig, wie die Todtengebräuche. In Florida giengen die Wittwen derer, die im Kriege erschlagen worden waren, zunächst zu den Oberhäuptern, beklagten, laut schreiend, den Verlust ihrer Männer, und beschworen sie bei allem, was ihnen heilig wäre, denselben an den Feinden, durch die sie getödtet worden, nicht ungerächet zu lassen. Darnach begaben sie sich auf die Gräber ihrer Männer,



Wittwen auf den Gr

T. X.



...graebern ihrer Männer.

brachten ihnen den Zoll der Thränen, schnitten sich die Haare ab und streuten sie darauf umher, auch warfen sie die Bogen, Köcher, Pfeile, Spieße, Trinkschalen der Verstorbenen, und was denselben sonst im Leben lieb gewesen war, darauf. Ihre Trauerzeit dauerte so lange, bis ihre Haare die erste Länge wieder erhalten hatten; dann war es ihnen vergönnt, sich wieder zu verheirathen [108]). Bei den meisten dieser Völker hat die Trauer ihre eigenen, durch die Gewohnheit undenklicher Zeiten geheiligten, Gesetze, die aber meistens nur das weibliche Geschlecht verbindlich machen, denn für Männer ist es, nach den ersten gerechten Aeußerungen ihres Schmerzes, unwürdig, sich derselben zu überlassen; doch dürfen sie sich, während der Trauerzeit um ihre Frauen, nicht wieder verheirathen, und selbst die Oberhäupter thun es nicht unter sechs Monaten. Ueberhaupt besteht sie in den zwei Graden der großen und kleinen Trauer. Jene, welche zehn Tage dauert, hat sehr strenge Vorschriften. Die Lebensart einer Wittwe während derselben bestehet darin, daß sie

in der Cabane sich, entfernt von den übrigen Bewohnern, in die Asche ans Feuer setzt, oder hinausläuft zu dem Grabe und ihren Verlust mit vielen Thränen laut beweint. Sie ißt und trinkt nicht ordentlich, schläft nicht und nimmt von Niemand Trost an; sie schlägt beständig die Augen nieder und spricht bloß im höchsten Nothfall und dann nur mit sehr leiser Stimme. Man erblickt sie mit abgeschnittenen Haaren, in dem schmutzigsten und nachlässigsten Anzuge, das Gesicht mit Erde oder geriebener Kohle bestrichen. Die kleine Trauer setzt sie ein Jahr lang, zuweilen auch zwei damit fort, daß sie nur selten ausgehet, sich bei keinen öffentlichen Festen und Feierlichkeiten einfindet, sich selten wäscht und immer schlecht und ohne allen Schmuck kleidet. Geht sie beim Aufgange der Sonne durch das Dorf hinaus zur Arbeit, und kommt sie beim Untergange von derselben zurück, so weinet sie laut [109]).

Einem Ehepaar bei den Nadowessiern starb ein vierjähriges Söhnlein. Sie waren über diesen Verlust äußerst betrübt, ja der Vater zog sich

durch seinen Schmerz und den Verlust an Blut sogar den Tod zu; denn es gehört bei ihnen zu den Trauergebräuchen, daß sich die Männer zum Beweis ihres Schmerzes die Arme über den Ellbogen mit Pfeilen zerstechen, die Weiber dagegen schneiden sich mit scharfen Kieselsteinen in die Beine. Als die Frau ihren Mann sterben sah, hörte sie, die vorher ganz untröstlich gewesen war, auf zu weinen und wurde ganz ruhig und heiter. Auf die Frage nach der Ursache dieser so sonderbar scheinenden Veränderung entgegnete sie: der Gedanke, daß ihr verstorbenes Kind wegen seiner großen Jugend sich im Lande der Seelen seinen Unterhalt noch nicht würde verschaffen können, hätte sie und ihren Mann sehr beunruhigt. Nun, da ihr Mann, der sein Kind zärtlich liebe und ein geschickter Jäger sey, auch dahin gegangen wäre, habe sie aufgehört zu trauern, denn sie wisse, daß ihr Kind jetzt glücklich wäre, und sie habe nur noch den einzigen Wunsch, auch bald bei ihnen zu seyn. Sie gieng jeden Abend zu dem Baum, auf welchem ihr Mann und Sohn lagen,

schnitt sich eine ihrer Haarlocken ab und streute sie auf die Erde, und brachte oft einen großen Theil der Nacht damit zu, ihr Schicksal in einem schwermüthigen Liede zu betrauern. Ihr Schmerz schien aufzuhören, so lange sie sich damit beschäftigte, besonders wenn sie, was am häufigsten geschah, in den folgenden oder ähnlichen Klageworten die Thaten herrechnete, die ihr Sohn verrichtet haben würde, wenn er älter geworden wäre:

„Wärest du bei uns geblieben, mein lieber Sohn! wie sehr würde der Bogen deine Hand geziert haben; wie tödtlich würden deine Pfeile den Feinden unseres Stammes geworden seyn. Du würdest oft ihr Blut getrunken und ihr Fleisch gegessen haben, und zahlreiche Sklaven wären die Belohnung deiner Anstrengung geworden. Mit starkem Arme würdest du den verwundeten Büffel niedergerissen, oder den wüthenden Bär bekämpft haben. Du hättest das fliehende Elenthier eingeholt und auf dem Gipfel der Gebirge dem schnellsten Rehe Trotz geboten. Was für Thaten würdest du nicht verrichtet haben,

wenn du das Alter der Kraft erreicht hättest, und von deinem Vater in allen Geschicklichkeiten deines Volkes wärest unterrichtet worden" 110).

Auf ähnliche Weise suchen bei den Knisteneaux die nächsten Verwandten ihre Trauer um die Verstorbenen nicht allein dadurch an den Tag zu legen, daß sie sich die Haare abschneiden und das Gesicht mit Kohle schwärzen, sondern sie durchstechen sich auch die fleischigen Theile an Armen und Schenkeln, mit Pfeilen und Messern 111). Die Californier schneiden sich nach dem Tode der Ihrigen die Haare ab und stupfen sich unter dem dumpfen und kläglichen Ausruf: Hu, hu, hu! mit spitzigen Steinen so lange in den Kopf, bis das Blut über die Achseln herab fließt 112).

Noch wollen wir erwähnen, daß es bei vielen dieser Völkerschaften gebräuchlich ist, nach dem Tode berühmter Oberhäupter und angesehener Männer von auch sehr weit entfernten Stämmen feierliche Botschaften an die Hinterlassenen abzuschicken, um sie über ihren Verlust zu trösten. Die Boten beobachten dabei mancherlei Ceremonien

und wischen ihnen die Thränen mit Geschenken ab. Hat ein Oberhaupt Trauer, so kann niemand etwas bei ihm anbringen oder Rath mit ihm halten, ja die feierlichste Gesandtschaft eines anderen Stammes nicht mit ihm unterhandeln, bis die Trauer von ihm genommen und er getröstet worden ist. Dieses geschieht gewöhnlich, indem man eine Muschelschalenschnur überreicht, durch eine Rede, in welcher unter andern gesagt wird: „Wir begraben die Gebeine des Verstorbenen und bedecken das Grab mit Rinde, damit weder Thau des Himmels noch Regen auf sie falle; wir wischen die Thränen von deinen Augen, und nehmen die Betrübniß von deinem Herzen hinweg; wir legen dein Herz zurecht und machen es fröhlich, u. s. w." [113]).

Unerlaubt ist es, sey es aus Hochachtung für die Verstorbenen oder ihre hinterlassenen Verwandten, wenn man von einem Verstorbenen mit ihnen spricht, welches man aber, um sie nicht zu beleidigen und ihren Schmerz zu erneuern, nur im äußersten Nothfalle thut; ihn bei einem der

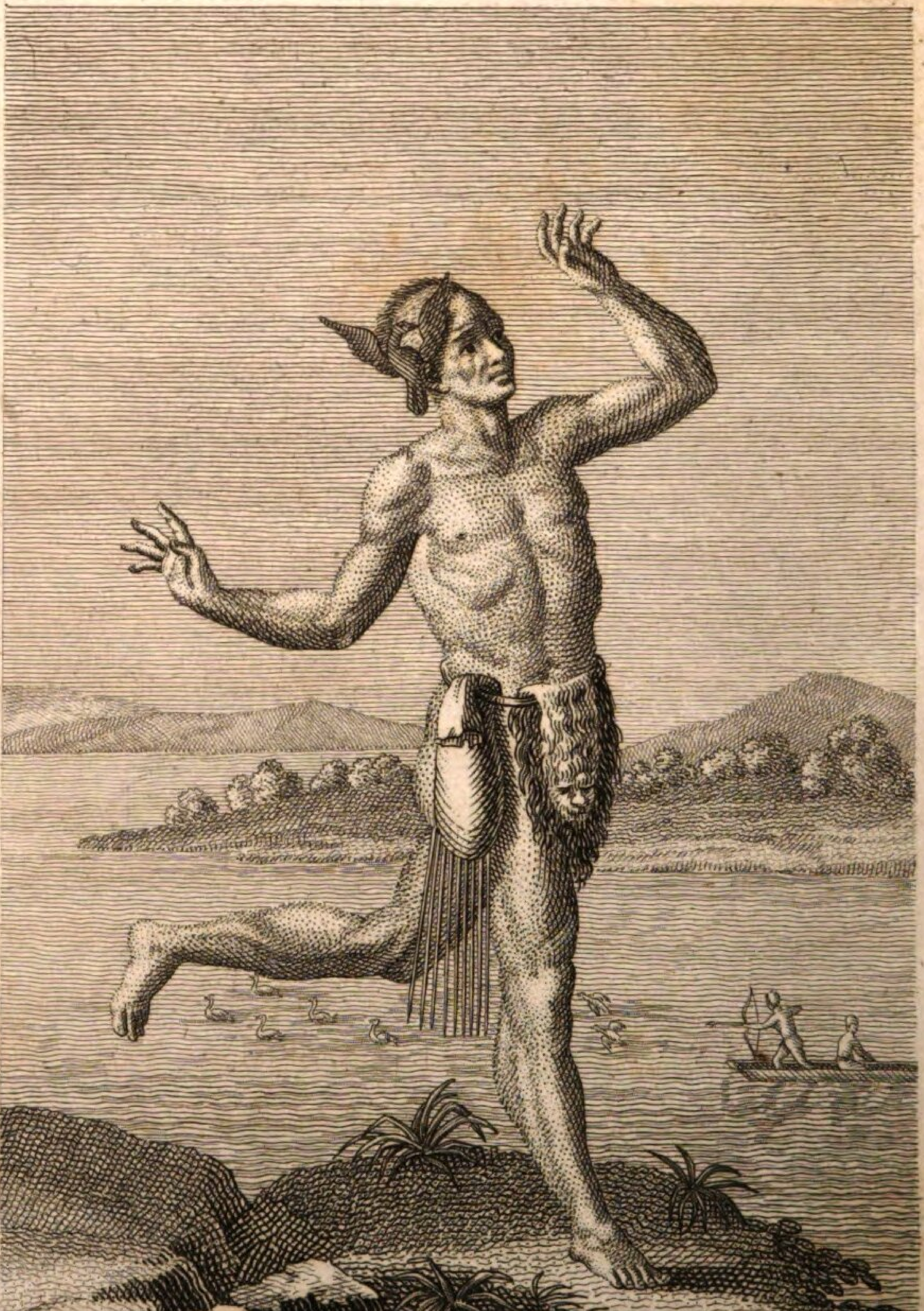
Namen zu nennen, die er im Leben geführt hat, oder auch geradehin zu sagen, daß er gestorben sey. Man muß in diesem Falle Umschreibungen gebrauchen, und etwa sagen: der große Held, der uns verlassen hat, den wir beweinen, u. dgl. Was den Namen betrifft, so sind alle diejenigen, die eben denselben führen, verbunden, ihn aufzugeben und bei dem nächsten Feste einen andern zu wählen. Also werden die Namen gleichsam mit den Körpern begraben, und sie bleiben ungenannt, bis der Schmerz und die Betrübniß der Verwandten nachgelassen hat und es ihnen gefällt, wie sie sich ausdrücken, den Todten zu erwecken und den gefallenen Baum wieder aufzurichten. Dann kann man den alten Namen wieder annehmen [114]).

Zauberer. Seher. Priester. Geheime Gesellschaften.

Bei allen diesen Völkern fand man **Zauberer**, **Beschwörer**, **Wahrsager** und **Seher**;

bei wenigen, Priester. Indem man nach ihren Vorstellungen in allen glücklichen und unglücklichen Begebenheiten die Wirkungen guter und böser Geister erblickt, die sie entweder unmittelbar oder mittelbar durch von ihnen begünstigte Menschen veranlaßt haben; traut man solchen, nach eigener Versicherung in besonderer Verbindung mit den Geistern stehenden Menschen die Fähigkeit zu, vermöge der ihnen verliehenen Wundergaben, Krankheiten zu heilen und den Tod zu verscheuchen, verborgene Dinge zu entdecken, die Zukunft voraus zu sagen, Geister herbei zu rufen, bei wichtigen Unternehmungen Unglück zu verhindern und Glück zu verschaffen. Die europäischen Reisenden haben ihnen den Namen Jongleurs gegeben; wir wollen also im Allgemeinen auch unter dieser Benennung von ihnen sprechen. Sie stehen überall in großem Ansehen und haben insbesondere bei den öffentlichen Berathschlagungen vielen Einfluß, weil man von ihnen eine vertraute Bekanntschaft mit dem Willen der herrschenden Geister erwartet,

T.XI.



christ: graf sc: Weimar.

Zauberer in Virginien.

dem man sich zu jeder Zeit gern und voll Zuversicht unterwirft.

Selbst bei den rohen Californiern giebt es Gesundmacher, welche, während sie den Kranken waschen, lecken und durch ein Röhrlein anblasen, ihre Gebärde sonderbar verstellen und geheimnißvolle Worte hermurmeln, endlich nach großer Mühe und Anstrengung einen Stein oder sonst etwas vorzeigen und behaupten, dies wäre die von ihnen nun weggeschaffte Ursache der Krankheit gewesen. Sie erscheinen bei ihren Verrichtungen in einem Kopfputz und einem großen Mantel aus Menschenhaaren zusammengeflochten und erhalten dazu alle die Haare von Männern und Weibern, welche bei der Trauer um Verstorbene abgeschnitten werden [115]). In Virginien trugen sie, um ihr Gewerbe anzuzeigen, einen getrockneten schwarzen Vogel über dem einen Ohr [116]). Bei den Anwohnern der Hudsonsbai saugen diese Leute den Kranken auch einige Stunden lang an den Brüsten, Schenkeln, Beinen und anderen Theilen des Körpers. Darnach bringen sie aus ihrem Munde

einige Habichtsklauen oder Rebhühnerfüße zum Vorschein, mit dem Vorgeben, sie hätten diese Ursache der Krankheit aus dem Körper herausgezogen, und gewöhnlich werden die Kranken bald nachher gesund. Sie rühmen sich einer besondern Vertraulichkeit mit dem Wittikka, dem Urheber des Bösen, und versichern, sie könnten ihn veranlassen, gewissen Menschen zu schaden und mit seiner Hülfe die Zukunft vorhersagen. Es machen ihnen daher diejenigen, welchen sie damit drohen, ihren Einfluß auf denselben zu ihrem Schaden geltend zu machen, öfters Geschenke. Wollen sie weissagen, so begeben sie sich ganz allein, mit geschwärztem Angesicht, in ein kleines, ausdrücklich dazu verfertigtes, Gebäude. Nachdem sie sich mit mancherlei Lärmen und Geräusch darin herumgetrieben haben, als ob sie verschiedene Thiere nachahmten; ertheilen sie denen vor der Hütte im tiefsten Stillschweigen versammelten Fragenden, Antworten. Sie behaupten, dieselben vom Wittikka selbst erhalten zu haben; zuweilen versichern sie aber auch, derselbe sey nicht erschienen [117].

Anderwärts halten es diese Menschen nach weiterem Nachdenken nicht nur für unanständig, sondern sogar für schändlich, sich des Umganges und Verkehrs mit bösen Geistern zu rühmen. Es scheint ihnen würdiger, den Einfluß derselben mit Hülfe der guten Geister unwirksam zu machen; vermöge derselben die, von jenen oder durch mit ihnen verbundene Zauberer verursachten, Uebel zu beschwören; das geheime Verlangen der Seele, dessen Nichtbefriedigung nach ihrer Meinung die meisten Krankheiten veranlaßt, zu entdecken. Sie bleiben Tag und Nacht bei den Kranken und erregen mit den gewöhnlichen Klappern ein fast beständiges Geräusch, um die Einflüsse des bösen Geistes, der die Krankheit erregt hat, zu vereiteln [118]. Uebrigens aber behaupten sie in der Regel gleich jenen, die Krankheiten hätten ihren Grund darin, daß der böse Geist den Kranken etwas beigebracht habe, z. B. eine Bärenklaue. Die Gesundheit kehrt wieder, so bald dieses Etwas durch ihre Arzneimittel abgetrieben worden ist. Sie bestreichen die Kranken mit rother Farbe, mit

Ruß und Bärenfett, und bringen sie in einen heftigen Schweiß; dabei bitten sie den Herrn des Lebens um seinen Beistand, und danken ihm für die ihnen mitgetheilten Kenntnisse, die Gesundheit wieder herzustellen [119]).

Bei den sogenannten nördlichen Indianern begnügen sich die Jongleurs nicht damit, den Kranken mit der größten Mühe und Anstrengung an den verletzten Theilen zu saugen, sie anzuhauchen und ihnen Luft einzublasen, und dabei unverständliche Worte zu singen und zu sprechen: sondern sie verschlucken Aexte, Eismeißel, Bajonette, Messer, Stücken Bret und dergleichen, um durch solche verzweifelte Unternehmungen den Tod und die bösen Geister zu besänftigen und dem Kranken ein längeres Leben zu verschaffen. Zu einer solchen außerordentlichen Operation wird ein eigenes Zauberhaus errichtet. Es bestehet aus vier langen und dünnen Pfählen, welche unter rechten Winkeln in die Erde gesteckt werden, so daß sie ein Viereck von fünf, höchstens sieben Fuß bilden. Die Spitzen der Pfähle werden oben zusammen

gebunden und das Ganze wird durchaus mit Fellen oder anderen Decken behangen. Mitten in dieses Zelt wird der Kranke niedergelegt; der Zauberer, zuweilen sind deren auch mehrere, folgt ihm gänzlich entkleidet. Derselbe knieet bei dem Kranken nieder, saugt ihn und bläßt ihn an, singet Lieder und spricht mit den anwesenden Geistern, die, wie sie vorgeben, ihnen in der Gestalt verschiedener Thiere und Raubvögel erschienen. Hat er sich mit diesen Schatten, so nennen sie die Geister, lange genug unterhalten: dann verlangt er den schon in Bereitschaft gehaltenen Gegenstand, den er verschlucken soll und will. An dem oberen Ende desselben ist ein langer Faden und an diesem gewöhnlich ein kleines Stückchen Holz befestiget, um ihn nach dem Verschlucken wieder heraus ziehen zu können. Einer dieser Jongleurs trat in Gegenwart eines europäischen Reisenden in den Eingang der Zauberhütte, und verschluckte, Angesichts seiner, ein Bajonet. Mit großer Geschicklichkeit wußte er es so geschwind hinwegzubringen, daß man wirklich glauben konnte, er hätte es verschluckt. Das kleine

an der Schnur befindliche Stück Holz hielt er noch mit den Zähnen fest; darnach gieng er einige Zeit vor der Hütte auf und ab, klagte über große Schmerzen im Magen und in den Eingeweiden, und krümmte sich unter schrecklichen Stöhnen und Gesichterschneiden. Endlich trat er wieder in den Eingang der Hütte, machte verschiedene angestrengte Versuche sich zu brechen und, nachdem er einige Zeit an der Schnur gezupft hatte, brachte er, zum größten Erstaunen aller Anwesenden, das Bajonet aus dem Munde hervor.

Eben derselbe verschluckte ein andermal ein breites Stück Holz, nicht kleiner als eine Faßdaube. Weil der Europäer gesagt hatte: er hätte nicht deutlich gesehen, daß das Bajonet von ihm verschluckt worden wäre; so bat er ihn jetzt, ganz nahe zu treten. Nachdem ein andrer Mann das Bret in Stand gesetzt und, nach der Anweisung des Gauklers, auf die eine Seite die Figur eines Raubthiers, auf die andere aber etwas, das den Himmel und die Wolken vorstellen sollte, gemalt hatte; nahm es dieser in die Hand, und kaum

hatte er es an den Mund gesetzt, so schien es auch mit Blitzesschnelle die Kehle hinunter zu gleiten und nur etwa drei Zoll Breite blieb außerhalb der Lippen. Jetzt gieng er dreimal hin und her, zog dann das Bret wieder heraus, und lief mit großer Eile in die Zauberhütte. Ob nun gleich der Jongleur gänzlich entkleidet war, in einiger Entfernung, denn es war eine finstere und äußerst kalte Nacht, ein großes Feuer brannte, der Reisende sehr aufmerksam zusah, und das Stück Holz vor und nachher in der Hand hatte: so vermochte er doch nicht, den Betrug zu entdecken, der nur mit Hülfe einiger Gefährten des Künstlers, die ihm wohlbekleidet zur Seite standen, konnte gespielt worden seyn. Als der Fremde auf die Frage, was er davon dächte, endlich sagte: es wäre unmöglich, daß ein Mensch ein so langes und breites Stück Holz verschlingen könnte, lachten die Anwesenden über seine Unwissenheit, und meinten: die Geister versteckten oder verschlängen es und ließen nur das Ende aus dem Munde des Beschwörers hervorsehen [120].

Unter den Irokesen, Huronen und benachbarten Völkern scheinen sich die Jongleurs, in der Sprache der ersteren nennt man sie Agotsinnachen, bei den Huronen Sajotkatta, d. i. Leute, welche die Menschen in ihrem Innern betrachten können, Seher; mit keinen solchen, für sie selbst so gefährlichen Heilmitteln abzugeben. Jedoch suchen sie Ursache, Heilart und Ausgang der Krankheiten auf ähnliche Weise von ihren Schutzgeistern zu erfahren. In so fern sie insbesondere durch die geheime Kraft ihrer Gesänge Wunder bewirken, erhalten sie den Namen Arendiovannens, göttliche Sänger, und wegen ihres Umgangs mit den Geistern den Namen Agotkon, welcher die Geister selbst bezeichnet. Bei Ausübung ihrer Künste nehmen sie in die Beschwörungshütte, außer Taback und Pfeife, ihren Ojaron oder Manittu mit und vorher gewöhnlich einen Trank zu sich, der die Eigenschaft hat, zu dem Umgange mit dem Geiste geschickter zu machen. Nachdem sie die Schildkrötenklapper eine Zeitlang bewegt haben, beschwören sie den Geist durch

einen Gesang und bald giebt er ihnen seine Erscheinung durch einen heftigen Wind, durch ein Murmeln der Erde und eine, zuweilen äußerst heftige, Erschütterung der Hütte zu erkennen. Nun geräth der Jongleur in eine begeisterte Raserei, und in diesem Zustande ertheilt er Rede und Antwort über Ursache und Beschaffenheit der Krankheit, und über die Mittel, sie zu heben. Da wird nun eine Mahlzeit, ein Sing-, Spiel- oder Tanzfest verordnet, wobei der Kranke wohl selbst tanzen oder spielen muß, in der Hoffnung, den Geist, welcher die Ursache der Krankheit ist, dadurch zu erfreuen, und dahin zu bringen, daß er aufhöret, dem Kranken zu schaden; oder man läßt ihn ins Schwitzhaus wandern; oder man führt ihn mitten über die glühenden Kohlen, doch ohne den geringsten Schaden; oder der Jongleur befreiet ihn auf die gewöhnliche Weise durch Beißen und Saugen, von einem kleinen Knochen, einem Büschel Haare, einem Stückchen Leder oder einer andern Zauberei, die ihn hat tödten sollen. Häufig zeigt er auch die Person an, welche, mit

Hülfe des bösen Geistes, diese schädliche Zauberei veranlaßt hat; und, um Glauben zu finden, nennt er eine, von der er schon weiß, daß sie in einem übeln Rufe steht, den übrigen verhaßt und verdächtig ist. Dergleichen Personen, fast immer alte Frauen, sind dann der allgemeinen Beschimpfung und Verachtung ausgesetzt, und gewöhnlich nimmt es mit allen, die man für dergleichen Zauberer hält, ein trauriges Ende; denn sie werden, selbst mit Einwilligung ihrer Familien, zur Strafe der Kriegsgefangenen, nämlich zum Feuertode, verurtheilt [121]).

Welche Vorstellung man von dieser Art der Zauberei hat, mag sich aus folgender, seit langer Zeit unter den Irokesen fortgepflanzten, Sage ergeben. In derjenigen Dorfschaft, in welcher ein damals unter ihnen lebender berühmter Einsiedler, genannt Shonnonkouiretsi, d. i. Langhaar, geboren war, begab sich ein allgemeines Sterben. Es machte bei den angesehensten Einwohnern den Anfang und raffte einen nach dem andern hinweg. Jede Nacht schwirrte

ein Leichenvogel um die Cabanen herum, machte mit seinen Flügeln ein heftiges Geräusch und ließ ein klägliches Geheule hören, welches die allgemeine Angst und Bestürzung noch um vieles vermehrte. Niemand zweifelte, daß dies der Djaron desjenigen sey, der durch Zauberei diese große Noth verursachte. Vergebens bemühte man sich, ihn zu entdecken; selbst die Wahrsager vermochten es nicht mit aller ihrer Kunst. Endlich schickte der versammelte Rath der Aeltesten drei angesehene Männer an den allgemein verehrten Einsiedler mit der Bitte, sich ihrer zu erbarmen. Sein Gelübde verstattete ihm nicht, seine Einsamkeit zu verlassen und sich, wie sie es wünschten, mit ihnen nach dem Dorfe zu begeben; er bestellte sie aber auf einen gewissen Tag wieder zu sich und versprach, ihnen an demselben seine letzte Entschließung bekannt zu machen. Als sie nun zum zweitenmal erschienen, zeigte er ihnen drei Pfeile, die er unterdessen verfertigt hatte, mit dem Bedeuten, dieselben aufs genaueste zu betrachten, damit sie im Stande wären, sie wieder zu erkennen. Gegen

Abend, als die Sonne sich zum Untergange neigte, versteckte sich der Einsiedler, ohne daß es jemand wußte, auf einem Hügel nahe am Dorfe. Der furchtbare Vogel kam bei einbrechender Nacht aus einem hohlen Baume hervor, schlug wie gewöhnlich mit den Flügeln, und nannte ganz deutlich die Namen derjenigen, die er des andern Tages zum Tode bestimmt hatte. Der Einsiedler, als er ihn erblickte, näherte sich ihm allmählich, drückte einen seiner Pfeile auf ihn ab und, in der Ueberzeugung, ihn stark verwundet zu haben, begab er sich nach seiner Wohnung zurück. Am andern Morgen verbreitete sich das Gerücht, ein junger Mensch, der in einer elenden Cabane ganz allein mit seiner alten Mutter wohnte, sey gefährlich krank. Die Aeltesten, aufmerksam auf alles, was vorgieng, schickten jene drei Abgeordneten, welche bei dem Einsiedler gewesen waren, versehen mit geheimen Aufträgen, ihn zu besuchen. Sie fanden den Kranken in einem Zustande, daß er weder sein Befinden noch die Ursache desselben verbergen konnte; denn ein Pfeil steckte ihm tief in

der einen Seite, den sie sogleich für einen von den Pfeilen des Einsiedlers erkannten. Vermöge des erhaltenen Auftrags stellten sie sich, als wollten sie dem Kranken helfen und den Pfeil heraus ziehen; sie gaben ihm aber eine solche Richtung, daß sie ihm das Herz damit durchbohrten. Die Alte, noch weit schuldiger und strafbarer als ihr Sohn, bemerkte bald, was die Abgeordneten mit ihm gemacht hatten, auch wußte sie, vermöge ihrer Zauberkünste, wer ihm den Pfeil beigebracht hatte. Sie beschloß, sich zu rächen, zuerst an dem Einsiedler; aber ihr lasterhaftes Vorhaben wurde entdeckt. Man ergriff sie, ungeachtet sie verschiedene Gestalten nach einander annahm, und verbrannte sie lebendig. Mit lachendem Muthe und unter beständigen Zauberliedern und Drohungen ertrug sie die schrecklichsten Martern. Sie erklärte, Rache hätte sie zu allem, was sie gethan, angetrieben, weil sie, nebst ihrem Sohne, dadurch wäre beleidiget worden, daß man ihnen von der Beute einer großen Jagd nicht den gehörigen Antheil hätte zukommen lassen. Nach ihrem Tode gieng das

Sterben aufs neue an. Die Wahrsager erklärten, diese Alte sey abermals die Ursache, denn sie habe sich in ihren Ojaron, eine Meerkatze, verwandelt. Man lauerte auf und bemerkte, daß dieselbe aus einer Höhle am Fuße desselben Hügels hervorkam, wo der Jüngling sich verwandelt hatte und verwundet worden war. Sogleich wurde Feuer in der Höhle angezündet, und als das Thier sich dadurch genöthiget sah, heraus zu kriechen, so erschlug man es. Noch zeigt man den Eingang dieser Höhle und an ihm die Spuren des Feuers [122]).

Von dem Verfahren der Seher beim Vorhersagen der Zukunft in wichtigen Angelegenheiten, wobei sie nicht selten ganz genau die Wahrheit treffen, werden einige sonderbare Beispiele auf der einen Seite die möglichste Auskunft geben, auf der anderen jeden aufmerksamen Leser zu ganz eigenen Betrachtungen veranlassen. Ein reisender Britte und die zahlreiche Gesellschaft seiner indischen Reisegefährten erwarteten mit großer Sehnsucht einige Handelsleute, die ihnen einen Vorrath von Lebensmitteln bringen sollten. Ein

Oberpriester der Killistinoer machte sich endlich anheischig, eine Unterredung mit dem großen Geiste zu versuchen, um von ihm zu erfahren, wenn die Kaufleute anlangen würden. Man bestimmte den nächsten Abend zu dieser Unterredung. Nachdem alles vorbereitet war, führte das Oberhaupt der Killistinoer den Fremden in ein geräumiges Zelt, dessen Umhänge aufgezogen waren, damit die zahlreiche Menge der draußen Stehenden alles sehen konnte, was darin vorgieng. Viele derselben hielten brennende Holzfackeln, um das Zelt damit zu erleuchten. Der Fremde und sein Führer setzten sich auf einige, auf dem Boden für sie ausgebreitete Felle. Vor ihnen in der Mitte des Zeltes war ein länglichter Platz mit Stangen umsteckt, groß genug, um einen Menschen in liegender Stellung aufzunehmen, und so, daß man sehr bequem zwischen den Stangen hindurch sehen konnte. Als der Priester herein kam, entkleidete er sich gänzlich, bis auf die Leibbinde. Darnach legte er sich rücklings auf eine, zu den Füßen des Fremden ausgebreitete, sehr große Elenshaut. Nachdem er

sich gänzlich ausgestreckt hatte, breitete er zuerst die eine, dann die andere Seite der Haut über sich her, so daß er, den Kopf ausgenommen, ganz davon bedeckt wurde. Zwei Jünglinge, die bei ihm standen, nahmen ein, wohl sechszig Ellen langes, aus Riemen von Elenshaut zusammengesetztes, Band und umwanden ihn damit in der Haut, wie ein Wickelkind; dann wurde er von dem einen bei dem Kopfe, und von dem andern bei den Füßen ergriffen und über die Stangen in den umzäunten Platz gehoben. Nun begann er, zuerst ganz leise, dann mit steigender Stimme lauter und lauter zu murmeln und endlich deutlich zu sprechen, aber in einem Gemische verschiedener Sprachen. Zuletzt erhob er die Stimme aufs heftigste, bald in Gebeten, bald in dem Geschrei eines Rasenden, so daß der Schaum ihm vor den Mund trat. Nachdem er sein Geschrei wohl drei Viertelstunden lang mit ununterbrochener Heftigkeit fortgesetzt hatte, schwieg er auf einmal still, von der großen Anstrengung gleichsam gänzlich sprachlos. Allein plötzlich sprang er auf, obgleich es bei der

Art, wie er eingeschnürt war, ganz unmöglich schien, die Arme und Beine zu bewegen, und nachdem er die Decke so schnell von sich geworfen hatte, als wäre das darum gewickelte Band verbrannt, sagte er mit ernster und vernehmlicher Stimme zu den Umstehenden: „Meine Brüder! der große Geist hat sich herabgelassen, mit seinem Knechte auf meine ernstliche Bitte eine Unterredung zu halten. Zwar hat er mir nicht gesagt, wenn die Kaufleute, welche wir erwarten, ankommen werden; allein morgen, wenn die Sonne den höchsten Gipfel am Himmel erreicht hat, wird ein Kanoe kommen, und die Leute darin werden uns Nachricht geben, wenn wir mit Sicherheit auf die Ankunft der Kaufleute rechnen können." Hierauf trat er aus der Umzäunung heraus, legte seine Kleider an und ließ die Versammlung aus einander gehen. Am andern Morgen forderte das Oberhaupt den Fremden auf, mit ihm eine Anhöhe zu besteigen, von welcher man den See übersehen konnte. Als sie daselbst ankamen, fanden sie schon alle Indier versammelt, und jeder heftete seine

Augen bald auf den Fremden, um seine Gedanken zu errathen, bald auf den See. Als nun die Sonne gerade ihren höchsten Stand erreicht hatte, da kam bei einer, etwa eine Seemeile entfernten, Landspitze ein Kanoe zum Vorschein, wie es der Priester vorher gesagt hatte. Beim Anblick desselben erhob die ganze Versammlung ein allgemeines Freudengeschrei, stolz auf das Ansehen ihres Priesters bei dem großen Geiste, welches dadurch klar wurde. Als das Fahrzeug nach beinahe einer Stunde ans Ufer gekommen, die darin befindlichen Leute ausgestiegen und bewillkommet waren, gieng man nach dem Zelte des Oberhauptes. Nachdem man nach Landessitte angefangen hatte, mit einander zu rauchen, um Freundschaft zu machen, fragte das Oberhaupt nach einiger Zeit: ob sie nichts von den Handelsleuten gesehen hätten? Sie antworteten: daß sie sich vor einigen Tagen von ihnen getrennt hätten, und daß dieselben entschlossen wären, zwei Tage nach ihnen einzutreffen. Wirklich kamen sie auch zu der bestimmten Zeit an [123].

Die Einwohner eines Huronischen Dorfes, sehr in Sorgen wegen des Schicksals sieben ihrer Männer, die zu einer kriegerischen Unternehmung ausgezogen waren, baten eine in ihrer Kunst berühmte Alte, dasselbe zu wahrsagen. Endlich entschloß sie sich dazu, aber nach langem Weigern, weil sie die große, dazu nöthige, Anstrengung fürchtete. Sie reinigte einen Platz und, nachdem sie ihn mit Mehl oder ganz feiner Asche bestreut hatte, belegte sie ihn mit einigen Bündeln Holzspänen, um damit verschiedene Dörfer verschiedener Völker zu bezeichnen, jedes nach seiner Gegend und Windlage. Hierauf brachte sie es dahin, daß sie schreckliche Zuckungen bekam, und nun fuhren aus dem Bündel Späne, welcher das Dorf ihres Aufenthalts vorstellte, sieben Feuerfunken heraus. Diese machten sich auf der Asche einen Weg und liefen von einem Dorfe zum andern, bis sie endlich verschwanden. Doch bald kamen neun Funken wieder zum Vorschein, die liefen auf einem andern Wege bis nahe zu dem Bündel Späne, aus welchem die ersten hervorgekommen waren, und da

standen sie stille. Alsbald warf die noch immer rasende Alte die verschiedenen Haufen Späne durch einander, dann zerstörte sie mit ihren Füßen den ganzen Schauplatz. Nun setzte sie sich nieder und, nachdem sie wieder zu sich selbst gekommen und ganz ruhig geworden war: so erzählte sie alles, was den sieben Kriegsmännern begegnet war; den Weg, welchen sie genommen; die Orte, welche sie besucht, und die Zahl der Gefangenen, die sie gemacht hätten. Zum Beschluß nannte sie den Ort, wo sie sich gegenwärtig befänden, und versicherte, sie würden nach drei Tagen bei ihrem Dorfe eintreffen. Es geschah, wie sie gesagt hatte, und die Angekommenen bestätigten die ganze Erzählung [124]).

Die Abenakis und Algonquinen, welche der Wahrsagung durch Feuer ganz besonders zugethan waren, bedienten sich dazu der Kohlen von Cedernholz. Sie rieben dieselben fast zu Staub, gaben ihnen eine gewisse Zubereitung und wahrsagten hernach aus dem Laufe, welchen darauf gelegtes Feuer nahm. Gar merkwürdig ist folgende Aeuße-

rung einer Frau, welche zur christlichen Religion übergegangen war, als ein Missionar sich bemühte, ihr die Sünde dieser Zauberei begreiflich zu machen: „Ich habe niemals geglaubt, daß darin etwas Sündhaftes verborgen sey, und halte es auch noch nicht für unrecht; denn höre, Gott hat seine Gaben verschiedentlich ausgetheilet. Euch Franzosen hat er die Buchstaben und die Schrift gegeben, alle entfernte Dinge dadurch dergestalt zu erfahren, als wenn sie wirklich vor euch stünden; uns aber verlieh er die Kunst, die abwesenden und entferntesten Dinge durchs Feuer zu erkennen. Wenn du nun annimmst, daß dieses unsere Schrift und unser Buch ist: so wirst du leicht begreifen, daß zwischen beiden kein Unterschied, und in dem einen so wenig, wie in dem andern, etwas Böses anzutreffen ist. Meine Mutter hat mir in meiner Jugend dieses Geheimniß gelehrt, so wie dein Vater und deine Mutter dich im Lesen und Schreiben unterrichtet haben. Ich habe mich meiner Kunst öfters mit gutem Erfolge bedienet, ehe ich eine Christin wurde, und seitdem ich eine

bin, habe ich sie mit gleichem Erfolge getrieben. Ich bin versucht worden und habe mich überwinden lassen; jedoch ohne zu glauben, eine Sünde damit zu begehen" [125]).

Die Mehrzahl dieser Völkerschaften hat keine Priester. Bei den gottesdienstlichen Gebräuchen besorgen die Haus- und Familienväter, oder die ersten der Cabanen, im Namen der Familien, einige alte Männer im Namen größerer Versammlungen, die Oberhäupter im Namen der Stämme und Völkerschaften diejenigen Geschäfte, welche bei einigen Völkern aus mancherlei Ursachen, besonders wenn die anfänglich losen Bande ihrer gesellschaftlichen Verfassungen sich fester zusammenzogen, eigenen Priestern übertragen wurden [126]). Sehr natürlich war es, diese Geschäfte von denjenigen besorgen zu lassen, welche des besonderen Vertrauens der guten Geister gewürdigt wurden, und am besten von den Mitteln, sie zu versöhnen, unterrichtet seyn konnten. Darum wurden gemeiniglich die Wahrsager zu Priestern erhoben, und von nun an waren die Priester auch Wahrsager.

Ihre priesterlichen Geschäfte haben wir schon kennen lernen, als die Rede war von den Tempeln, von den Opfern und Festen; auch, besonders bei den Begräbnißgebräuchen, das große Ansehen, in welchem sie gestanden haben. Wir verweisen nun darauf und machen noch einige Zusätze. Fast überall, namentlich bei den Völkern in Florida, wo sie Javas oder Juanaer genannt wurden, waren sie zugleich Priester, Räthe und Vertraute der Oberhäupter oder Könige, und Aerzte. Dieses dreifache Amt mußten sie mit großer Enthaltsamkeit, mit Ernst und Bescheidenheit verwalten. Bei Behandlung der Kranken hatten sie die Gewohnheit, wenn die gegebenen Heilmittel und ihre anderen Künste ohne Wirkung blieben, sie in die Thüre ihrer Hütten, mit gegen den Aufgang der Sonne gekehrtem Angesicht, zu legen, und dieses Gestirn zu beschwören, ihnen durch den sanften Einfluß seines Lichtes die Gesundheit wieder zu geben. Diese Javas trugen eine eigene Kleidung, nämlich einen langen, aus ungleichen Streifen verschiedener Thierfelle zusammen gesetzten

Mantel, oder einen solchen kurzen Rock, der mit einem Gürtel befestiget wurde, an welchen sie ihre Arzneibeutel hiengen. Ueber diesen Rock nahmen sie, statt des Mantels, die ganze Haut eines wilden Thieres um. Arme und Füße blieben unbedeckt, den Kopf putzten sie zuweilen mit Federn aus, meistens aber bedeckten sie ihn mit einer spitzig zugehenden Mütze von Fellen. An die Ohren befestigten sie als Gehänge kleine schwarze, im Rauche getrocknete Vögel [127]).

Bei den Muskogulgen im heutigen Florida hat jeder Stamm einen alten Ober- und verschiedene andere Priester. Jener ist ein bedeutender Mann, führt in allen religiösen Angelegenheiten den Vorsitz, und hat großen Einfluß, vorzüglich auch in Kriegsangelegenheiten. Ohne seinen Rath und Beistand entschließt man sich niemals zu einem Feldzuge gegen den Feind. Diese Priester sind zugleich Seher. Insbesondere stehen nach der Meinung des Volks die Oberpriester in vertrauter Verbindung mit mächtigen unsichtbaren Geistern, und man glaubt, sie könnten den Erfolg eines Feldzuges vorher

sagen. Der Einfluß eines solchen Mannes ist so groß, daß ein Kriegshaufen, und wenn er mehrere hundert englische Meilen marschirt und nur noch eine Tagereise vom Feinde entfernt ist, auf sein Anrathen Halt macht und wieder nach Hause geht. Wirklich sind die richtigen Vorhersagungen dieser Oberpriester oft unbegreiflich und des Erstaunens werth, welches sie veranlassen. Die jungen Priester kleiden sich beständig in einen weißen Mantel oder langen Rock. Als ein Zeichen ihres Standes, der Weisheit und Wahrsagung, der sie ihr Leben widmen, tragen sie zuweilen als einen Federbusch auf dem Kopfe, zuweilen aber an dem Arme oder auf der Hand, eine große, sorgfältig ausgestopfte Eule, mit glänzenden Glaskorallen oder Knöpfen statt der Augen, so daß der Vogel fast wie lebendig aussieht. Von der übrigen Jugend unterscheiden sich diese Novizen durch feierlichen Ernst in Mienen und Gang. Gehen sie in den Ortschaften umher, so singen sie in sich gekehrt und unbekümmert um die Umgebungen, mit sanfter, angenehmer Stimme Lieder oder Hymnen [128].

In Virginien hatten die Priester einen geschornen Kopf, bis auf einen Streif in der Mitte herauf, einem Hahnenkamm gleich, und einen andern schirmähnlichen über der Stirne. Ihr einziges Kleidungsstück war ein Mantel von schönen Fellen, den sie also trugen, daß die Haare auswärts gewendet waren [129]). Ein Zauberer erschien mit ganz schwarz bemaltem Leib. Ueber den Kopf hatte er eine Anzahl ausgestopfte Schlangenhäute und Wieselfelle gestürzt. Sie waren oben mit den Schwänzen zusammengebunden, wodurch eine Quaste gebildet wurde, bedeckten ihm fast das ganze Gesicht und hiengen bis über die Schultern herab. Oben darüber saß noch eine Krone von Federn [130]). Bei den Illinesen malen sich die Priester das Angesicht mit verschiedenen bunten Farben, den Leib aber bestreichen sie mit Thonerde und dahinein drücken sie allerlei wunderbare Figuren. Der Oberpriester erscheint in einer Federmütze, die wie eine Krone gestaltet und mit den Hörnern eines wilden Bockes verziert ist [131]).

T. XII.

Priester in Virginien.

Die Javas in Florida konnten nur durch harte Prüfungen zum Priesterthume gelangen. Drei Jahre lang mußten sie in einer gänzlichen Einsamkeit, unter der Aufsicht und nach der Vorschrift eines Oberpriesters, strenge Fasten und Büßungen halten und dabei auf alle Vergnügungen Verzicht leisten [132]). Aehnlichen strengen Prüfungen und Einweihungen mußten sich auch bei den meisten übrigen Völkern die Priester und Wahrsager unterwerfen. In Virginien wurden junge wohlgestalte Knaben von zwölf bis vierzehn Jahren, nachdem sie unter besonderen Feierlichkeiten heftig gegeißelt worden waren, in eine einsame Gegend gebracht, wo sie neun Monate lang, von allem Umgang mit andern ausgeschlossen, unter strengen Büßungen zubringen mußten. Aus der Zahl derselben wurden die künftigen Priester und Wahrsager genommen. Von denen, welche der harten Disciplin erlagen, erzählte man, der Okki oder böse Geist habe ihnen das Blut aus der linken Brust gesaugt. Unter andern soll man ihnen auch eine Zeitlang einen Trank gegeben

haben, der sie nicht nur betäubte und wunderbar aufregte, sondern auch die ganz eigene Folge hatte, daß sie ihr ganzes voriges Leben, alles was sie wußten und ihnen begegnet war, gänzlich vergaßen, worauf denn ein ganz neues Leben für sie begann [133]. Bei den Irokesen pflegten sich vormals die Wahrsager dreißig Tage lang durch Fasten und Einsamkeit zum Antritt ihres Geschäftes vorzubereiten. Selbst der einzige Diener, der ihnen zum Holzzutragen vergönnt war, mußte sich durch Fasten dazu würdig machen [134].

Ein europäischer Reisender hatte das Glück, bei den Nadowessiern der Aufnahme eines Jünglings in eine geheime Gesellschaft beizuwohnen, welche sich Wåkon Kitschewah, d. i. die freundschaftliche Gesellschaft des Geistes, nannte. Obgleich der Zweck der Gesellschaft natürlich nicht bekannt gemacht wurde, so scheint doch schon der Name auf einen religiösen hinzudeuten, und die dabei beobachteten merkwürdigen Gebräuche wollen diese Vermuthung bestätigen. Die Feierlichkeit gieng zur Zeit des

Neumonds, Mittags um zwölf Uhr, auf einem eigens dazu bereiteten und mit Schranken umgebenen Platze vor. Da sie ihre Zusammenkünfte überhaupt nicht gern bei bewölktem Himmel anstellen, so wurde es für ein gutes Zeichen gehalten, daß die Sonne sehr hell schien. Männer und Weiber, die Gesellschaft besteht aus Personen von beiden Geschlechtern, versammelten sich in ihren besten Kleidern, insbesondere der Hauptkrieger in einem herabhängenden Gewand von reichen Fellen, und sein Gefolge von etwa zwanzig Personen vorzüglich schön bemalt. Nachdem die Gesellschaft sich gesetzt hatte und Stillschweigen geboten war, stand einer der vornehmsten Anführer auf und machte derselben in einer kurzen, aber meisterhaften Rede die Ursache ihrer Zusammenkunft bekannt. Hierauf nahm er den jungen Mann, welcher aufgenommen zu werden wünschte, bei der Hand und fragte: ob jemand etwas dagegen einzuwenden hätte, daß er ein Mitglied der Verbindung würde? denn nur die einstimmige Einwilligung der ganzen Gesellschaft und ein untadelhafter Lebenswandel können

zur Aufnahme würdig machen. Als nun diesmal niemand etwas dagegen hatte, wurde der junge Mann in die Mitte des Platzes gestellt. Vier Oberhäupter giengen zu ihm hin und ermahnten ihn nach der Reihe, unter der bevorstehenden nothwendigen Ceremonie nicht zu erliegen, sondern sich wie ein Mann, und seiner Abkunft würdig, zu betragen. Hierauf faßten ihn zwei derselben bei den Armen und nöthigten ihn, nieder zu knieen, der dritte stellte sich hinter ihn, und der vierte gieng ungefähr zwölf Fuß gerade vor ihm zurück. Von da aus sagte er ihm mit vernehmlicher Stimme: daß er selbst schon von demselben Geiste beherrscht und geleitet wäre, der in wenigen Augenblicken auch über ihn kommen würde; zwar würde dieser Geist ihn tödten, ihm aber auch sogleich das Leben wieder geben; wäre die Gemeinschaft des Geistes auch schrecklich, so wäre sie doch nothwendig, ihn zu den Vorzügen vorzubereiten, deren Genuß der Gesellschaft, in die er jetzt aufgenommen werden sollte, zu Theil würde. Indem er dies sagte, schien er selbst sehr heftige Bewegungen zu empfinden,

die immer wachsend endlich so heftig wurden, daß sich seine Gesichtszüge verzerrten, und sein ganzer Körper in Zuckungen fiel. Jetzt warf er etwas, an Farbe und Gestalt einer kleinen Bohne ähnlich, dem jungen Manne in den Mund. Augenblicklich fiel derselbe, wie von einer Kugel getroffen, bewegungslos nieder. Der hinter ihm stehende Anführer faßte ihn in seine Arme und legte ihn, mit Hülfe der beiden andern für todt auf die Erde hin. Nun fiengen sie an seine Glieder zu reiben und ihn sehr heftig auf den Rücken zu schlagen, während der Redner immer fortfuhr zu sprechen. Er ermahnte die Anwesenden, sich über das, was sie gesehen hatten, nicht zu wundern, oder an der Wiederherstellung des jungen Mannes zu zweifeln; sein jetziger lebloser Zustand wäre bloß durch die gewaltsame Einwirkung des Geistes auf die Organe veranlaßt, weil sie solcher Begeisterung noch nicht gewohnt wären. Endlich, nach Verlauf einiger Minuten, in welchen der junge Mann, ungeachtet des heftigen Reibens und Schlagens, ohne Gefühl und Bewegung zugebracht hatte, gab er, jedoch

unter heftigen Zuckungen und als ob er ersticken wollte, wieder einige Lebenszeichen von sich. Diese Zuckungen ließen bald nach und, nachdem er die ihm in den Mund geworfene Pille wieder von sich gegeben hatte, schien er in kurzer Zeit ziemlich hergestellt zu seyn. Nun nahmen ihm die vier Oberhäupter seine Kleidung ab, zogen ihm ganz neue an, der Redner faßte ihn wieder bei der Hand, und stellte ihn der Gesellschaft als ein ordentliches, vollkommen eingeweihtes, Mitglied vor. Er ermahnte sie, dem neuen Bruder in allem, was er bedürfen könne, Beistand zu leisten; diesen aber, die Meinung seiner ältern Brüder mit Bescheidenheit anzuhören und auf das genaueste zu befolgen. Jetzt machten alle Mitglieder einen Kreis um den neuen Bruder, die einförmige Musik der Trommel begann, und der große Krieger sang ein Lied, zum Lobe der kriegerischen Thaten ihres Volks. Nun wurde der Pawa oder schwarze Tanz aufgeführt, und hierauf machte ein großes Gastmahl den Beschluß der ganzen Feierlichkeit. Bei dem Tanze hatten die meisten ein aufgeblasenes

Marder- oder Otternfell in der Hand, an welchem eine kleine hölzerne Röhre befestiget war. Dieses hielten sie dem einen oder dem andern der Mittänzer vor das Gesicht, drückten es, bis die Röhre einen pfeifenden Laut von sich gab, und sogleich fiel der, gegen welchen es gerichtet war, wie todt auf die Erde nieder. Zuweilen lagen mehrere auf der Erde, sie sprangen aber sogleich wieder auf und traten von neuem in den Tanz. Man versicherte, diese Schläuche wären die Schutzgeister ihrer Häuser [135].

Traditionen und Mährchen.

Vor Entstehung der Erde lebten sechs Männer in menschlicher Gestalt. In Ermangelung eines Wohnplatzes schweiften sie in den Lüften herum. Da sie keine Weiber hatten, wurde es ihnen begreiflich, daß ihr Geschlecht mit ihnen aussterben würde. Endlich erfuhren sie, unbekannt ist es, auf welche Weise, oben im Himmel lebe

und wohne ein ihnen ähnliches Weib. Der Besitz derselben war von nun an ihr sehnlichster Wunsch. Sie hielten Rath mit einander und faßten den Beschluß, einer von ihnen, Hogouaho, oder der Wolf genannt, sollte sich bemühen, hinauf in den Himmel zu kommen. Schon mußte man die Ausführung dieses Unternehmens für ganz unmöglich halten; da kamen die Vögel des Himmels zusammen und trugen ihn hinauf, indem sie ihm mit ihren Leibern einen Sitz bereiteten und sich einander unterstützten. Nach seiner Ankunft im Himmel begab sich Hogouaho unter einen Baum, um die himmlische Frau zu erwarten, welche die Gewohnheit hatte, von Zeit zu Zeit dahin zu gehen und aus einer nahe befindlichen Quelle Wasser zu schöpfen. So bald sie erschien, knüpfte er ein Gespräch mit ihr an; dann machte er ihr ein Geschenk mit Bärenfett und sie genoß davon. Endlich war sie, ungeachtet ihrer himmlischen Abkunft und Wohnung, schwach genug, sich verführen zu lassen. Der große Geist, der Herr des Himmels, heftig darüber erzürnt, jagte sie von sich und stürzte sie herab;

aber indem sie fiel, nahm die Schildkröte sie auf ihren Rücken. Hierauf holten die Fischotter und die Fische Thon aus der Tiefe des Meeres, damit baueten sie eine kleine Insel auf den Rücken der Schildkröte, die wurde allmählich größer und größer und bekam endlich die Gestalt, in welcher wir unsere Erde noch jetzt erblicken. Von dieser himmlischen Frau sind durch eine lange Folge der Geschlechter alle Menschen entsprungen und, zum Andenken ihrer Begebenheiten, haben unter den Irokesen und Huronen die Stämme des Wolfes, des Bärs und der Schildkröte, diese Namen erhalten. Die himmlische Stammmutter des Menschengeschlechts, Ata-entsik oder Atahentsik war ihr Name [136]), hatte nur eine einzige Tochter, die gebar zwei Söhne, den Juskeka und Tahuitzaron. Die beiden Kinder kämpften mit einander mit ungleichen Waffen, deren Stärke ihnen unbekannt war. Die des letzteren waren unschädlich, die des ersteren schädlich, und er erschlug damit seinen Bruder, ohne es gewollt zu haben. In der Folge übergab ihm sein Groß-

vater, der Herr des Himmels, die Regierung der Welt. Einige wollen versichern, die Nachkommenschaft des Juskeka wäre nicht über das dritte Geschlecht gekommen; denn eine große Wasserfluth soll das menschliche Geschlecht vertilgt haben, und hierauf mußte man, um die Erde wieder zu bevölkern, die Thiere in Menschen verwandeln. Andere behaupten, Juskeka sey die Sonne, und Atahentsik der Mond. Also erzählen die Irokesen und Huronen den Ursprung der Erde und des menschlichen Geschlechts [37]). Nun führen die göttlichen Ahnen desselben, Atahentsik und Juskeka oder Tharonhiaouagon, wie schon oben erwähnt worden, die Herrschaft in dem Lande der Seelen und, während jene in feindseliger Gemüthsart bemüht ist, Unheil und Böses zu stiften, ist dieser nur auf Wohlthun bedacht.

Die meisten Stämme der algonquinischen Sprache nennen den Schöpfer der Erde Michabu, auch Atahokan, d. i. den großen Hasen. Nachdem er mit seinem vierfüßigen Hofstaat lange

auf dem Wasser geschwebt hatte, holte er endlich aus der Tiefe des Meeres ein Sandkörnchen herauf. Daraus bildete er die Erde, aus den Leichnamen der Thiere aber die Menschen. Dem Gott des Wassers war die Bereitung der Erde sehr zuwider, und er verweigerte es, dazu behülflich zu seyn [138]).

Andere halten den Michabu für den Gott des Wassers, und behaupten, er habe ihre Vorfahren den Fischfang und die Kunst Netze zu verfertigen gelehret, wobei das Gewebe der Spinne ihm zum Muster diente. Insbesondere glauben die Anwohner des Obersees, er habe ihn gemacht, um Biber zu fangen. Die großen Felsenstücke in dem Kanal, durch welchen er sich in den Huronensee ergießet, sind die Ueberbleibsel von einem Damm, welchen der Gott verfertiget hat, um das Wasser aufzuhalten. Nach einem glücklichen Fischfang bringt man ihm oder dem Schutzgeist des Sees, aus Dankbarkeit für die vielen darin enthaltenen Fische, Opfer; auch richtet man Wünsche und Bitten an ihn. Wegen seines Ursprunges

wird auch der See heilig gehalten. Die großen Stücke Kupfer, die man an den Ufern des Landes und der Inseln findet, sieht man für Geschenke der Wassergötter an. Man hebt sie sorgfältig auf, ohne einen Gebrauch davon zu machen. Ein hoher Felsen von dieser Materie soll ehemals mitten in dem See gestanden haben, von den mächtigen Geistern aber an einen andern Ort versetzt worden seyn. Ein anderer mächtiger Geist, der große Biber, nach Michabu der mächtigste und am meisten verehrte, hat auf ähnliche Weise den See Nipißing gemacht, als er unter den Menschen lebte. Nach seinem Tode wurde er auf einem Berge am mitternächtigen Ufer desselben begraben. Nachdem er sich diesen Ort zu seinem Begräbniß ausersehen hatte, gab er ihm auf der einen Seite die Gestalt eines Bibers, in welcher man ihn noch erblickt. Die Einwohner der Gegend gehen niemals vorüber, ohne etwas von ihrem Taback zu opfern [139].

Die Völkerschaften in der Nähe der apalachischen Gebirge berichten: die Sonne habe einmal

ihren gewöhnlichen Lauf vier und zwanzig Stunden zurückgehalten. Darauf wären die Gewässer des großen Sees Theomi dergestalt ausgetreten, daß sie auch die Gipfel der höchsten Berge bedeckt hätten, ausgenommen den einzigen Olaimy. Auf demselben hatte sich die Sonne mit eigenen Händen eine Wohnung bereitet; darum bewahrte sie ihn vor der allgemeinen Ueberschwemmung, und alle Menschen, welche diesen Ort erreichen konnten, wurden erhalten. Nach Verlauf der vier und zwanzig Stunden begann die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf wieder. Durch ihre Kraft wurden die Gewässer in ihre Gränzen zurückgebracht, und die Dünste, welche dadurch auf der Erde verbreitet worden waren, zertheilt. Aus Dankbarkeit verehrten seitdem die Geretteten, und fortan ihre Nachkommen, die Sonne als eine Gottheit, als eine hülfreiche Retterin, insbesondere auf jenem heiligen Berge [140]).

Bei anderen Stämmen algonquinischer Sprache hat sich die Sage erhalten: ein gewisser Messou oder Saketchak habe sich bei der Vertilgung des

Menschengeschlechts durch eine große Ueberschwemmung, glücklich gerettet. Nach einiger Zeit schickte er zuerst einen Raben, dann eine Fischotter aus, ihm ein wenig Erde aus dem Grunde des Meeres zu bringen, aber sie vermochten es beide nicht auszuführen. Nun wählte er eine Muskusratte zu diesem Geschäfte, und sie vollführte es glücklich. Aus dem Stückchen Erde, welches sie dem Messou brachte, stellte er das feste Land in seinem vormaligen Zustand wieder her. Aus Dankbarkeit verband er sich mit einer weiblichen Muskusratte, und die Kinder, welche sie gebar, waren Menschen, durch welche die Erde aufs neue bevölkert wurde. Er schoß Pfeile gegen die verdorrten Zweige der Bäume, die sich noch erhalten hatten, da fiengen sie wieder an zu grünen, und that viele andere Wunder zur Wiederherstellung und Wohlfahrt der Erde und ihrer Bewohner [141]).

Von dem Ursprunge ihrer liebsten Feldfrüchte erzählen sie folgendes Mährchen. In den frühesten Zeiten ernährten sich ihre Vorfahren vom Fleisch der Thiere, und waren sie auf

ihren Jagden nicht glücklich gewesen, so mußten sie Hunger leiden. Einst machten zwei junge Jäger, nachdem sie ein Wild erlegt hatten, ein Feuer im Walde, um einen Theil desselben zu braten. Sie waren eben im Begriff, ihren Hunger zu stillen, da sahen sie ein schönes junges Mädchen aus den Wolken herabsteigen, und sich ohnfern von ihnen auf einen Hügel niederlassen. Sie sagten unter einander: es ist ein Geist, der wahrscheinlich unser kochendes Fleisch gerochen hat, und davon zu essen wünscht; wir wollen ihm etwas davon anbieten. Sie nahmen die Zunge, giengen hin und überreichten sie dem himmlischen Mädchen. Mit Wohlgefallen genoß sie davon, dann sprach sie: „Eure Gefälligkeit soll belohnt werden. Kommt ihr nach Verlauf von dreizehn Monaten wieder an diese Stelle, so sollt ihr finden, was zu eurem und eurer Kinder Unterhalt bis zu den spätesten Geschlechtern von dem größten Nutzen seyn wird." Als sie nun nach Verlauf der bestimmten Zeit wieder kamen, da fanden sie zu ihrem höchsten Erstaunen Pflanzen, die

vorher niemals waren gesehen worden; wo die rechte Hand des Mädchens die Erde berührt hatte, Maiz oder sogenanntes indianisches Korn; wo die linke, welsche Bohnen, und auf der Stelle, wo sie gesessen hatte, fanden sie Taback. Seit jener fernen Zeit sind diese Pflanzen, zu ihrem größten Nutzen, beständig unter ihnen angebaut worden [142]).

Die Sonne nennen die Irokesen Ikare, welches wie Garakoua so viel bedeutet, als: sie ist über unsern Häuptern. Der Mond heißt Iskare, auch Asontekka, d. i. Trägerin der Nacht; die Sonne dagegen Duentekka, d. i. Trägerin des Tags. Man unterscheidet wohl auch den Tag nicht von der Quelle des Lichts, sondern bezeichnet mit dem Worte Enni, oder Endi, welches eigentlich den Tag bedeutet, auch die Sonne. In diesem Falle wird der Mond Ennit'ha oder Endit'ha genannt, d. i. der kleine Tag. Von dem Untergange der Sonne machen sie sich die Vorstellung, sie gehe unter's Wasser. Den Mond halten sie in der Zeit, wenn er nicht scheinet, für

todt; darum heißt die neue Erscheinung desselben sein Wiederaufleben. Die drei letzten Tage des Mondenmonats werden von einigen die nackten genannt. Bei einer Verfinsterung der Sonne oder des Mondes pflegen sie zu sagen, die Sonne oder der Mond liege in Ohnmacht.

Die Sterne überhaupt führen den Namen Otsistok, wörtlich: Feuer im Wasser, von Otsista, Feuer und O, womit in der Zusammensetzung eine Sache im Wasser bezeichnet wird; auch Otsistoku annentagon, angeheftete Feuer. Man hält sie für die Wohnsitze der abgeschiedenen Seelen guter Menschen und wahrscheinlich in Beziehung darauf heißt das Siebengestirn: Te Jeunonniakua, die Tänzer und Tänzerinnen. Die Milchstraße nennen sie den Weg der Seelen; den Polarstern: Jate Uattenties, d. i. einer der nicht fortgehet. Er dienet ihnen als Leitstern bei ihren nächtlichen Reisen. Die Venus als Morgenstern heißt: Te Uenten hauitha, d. i. sie bringt den Tag; der große Bär, Okuari,

Bär oder Bärin. Die drei Sterne, die wir den Schwanz desselben nennen, sind, nach ihrer Vorstellung, drei Jäger, die ihn verfolgen; der kleine Stern aber, der sich ganz nahe bei dem zweiten derselben befindet, ist der Kessel dieses Jägers, weil derselbe das Geräthe und den Mundvorrath der übrigen trägt [143].

Anmerkungen.

1) In (Baegerts) Nachrichten von Californien. Mannheim 1772. 8. wird S. 168. 169 behauptet: es fände sich auch nicht ein Schatten von Religion bei den Einwohnern dieses Landes; dennoch erzählen sie S. 274, daß als ein kleiner Knabe seinen ermordeten Pflegevater, einen der Missionare, beweint hätte, habe einer der Mörder ihm den Kopf an der Wand zerschmettert und dazu gesagt: er möchte dem, welchen er so sehr bedauere, auch in der andern Welt Gesellschaft leisten und ihn bedienen. Auch sprechen sie S. 142 u. f. von Zauberern und Beschwörern, deren Ansehen doch allein nur auf

dem vermeinten Umgange mit höheren Geistern beruhen kann.

2) Joh. Carver's Reisen durch die innern Gegenden von Nordamerika, in den Jahren 1766, 1767 und 1768. Aus dem Engl. in (Ebeling's) neuer Samml. von Reisebeschreib. Th. 1. Hamb. 1780. 8. S. 322. Is. Welds Reise durch die nordamerikanischen Freistaaten. Aus dem Engl. Berl. 1800. gr. 8. S. 358.

3) *De Bacqueville de la Potherie* histoire de l'Amérique septentrionale. Par. 1722. in 12. T. II. chap. 1.

4) Sam. Hearne's Reise von der Hudsons-Bai bis zu dem Eismeere, in den J. 1769 bis 1772. A. dem Engl. mit Anmerk. von J. R. Forster. Berlin 1797. gr. 8. S. 284.

5) Lafitau in der allgem. Geschichte der Länder und Völker von Amerika. Halle 1752. in 4. Th. I. S. 116. u. f. Das Original dieses Hauptwerkes über die Sitten der Uramerikaner erschien unter dem Titel: Moeurs des Sauvages Americains comparées aux moeurs des premiers tems, par le *P. Lafitau*. Par. 1724. 4. Die allgem. Gesch. d. L. u. V. von Amer. enthält eine wörtliche Uebersetzung desselben. Gabr. *Sagard* voyage du pays

des Hurons. Par. 1632. 8. chap. 18. p. 228. Die Völker am Missisippi nennen die guten Geister Hottuk Ishtohoollo, auch Nana Ishtohoollo. J. *Adair* History of the American Indians. London 1775. 4. p. 36.

6) Rob. Rogers in der kurzen Nachricht von Nord-Amerika, in Köhler's Samml. neuer Reisebeschr. Götting. 1767. 8. Bd. I. S. 266 u. A.

7) Den großen Geist nennen die Senekas, Haueneu oder Howweneah; die Cajuger, Hauwenegoo; die Onondager, Hawonia oder Hawonio, auch Nioh; die Mohawks, Niyoh; die Oneider, Neeyooh; die Tuscarores, Yewauneeyooh; die Tschippewäer und Algonquinen, Mannittoa, auch Kitchi-Manitou; die Schawanosen, Manitah, Wisi-Maunitto, Weshilliqua; die Messisauger, Mungo-Minnato; die Nadowessier, Wakon, Tongo-Wakon; die Moschkas, Eefeekee-eefa; die Chaktawas, Ishtohoollo-Aba; die Delawaren, Kitschi-Mannitto, Ketannotooweet und Patamawos; die Masikander, Mannitooh, Puhtammauwoas, Pottamauwoos; die Minsis, Pachtamawos, Gichtannettowit, auch Keeschellomeh, d. i. Schöpfer der Seel

oder des Geistes; die Miamis, Monaitowa, Kitchi-Manetoua, auch Kajehelangouâ, d. i. der, welcher uns erschaffen hat. Benj. *Smith Barton* new views of the origin of the tribes and nations of America. Philadelph. 1797. 8. p. 1. 2. Einige Stämme der Huronen scheinen den großen Geist unter dem Namen Eudoüagni zu verehren, nach Jac. Carthier's Bericht. *Sagard* ch. 18. p. 225. Völkerschaften am Missisippi nennen ihn Loak-Ishtohoollo-Aba, welches den großen, wohlthätigen, höchsten, heiligen Geist des Feuers oder Lichtes bedeuten soll (the great, beneficent, supreme, holy spirit of fire). *Adair* p. 19. 45 et sq.

8) G. H. Loskiels Geschichte der Mission der evangel. Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby 1789. 8. S. 45. 46.

9) S. Alex. Mackenzie's Reisen von Montreal durch Nordwestamerika nach dem Eismeer und der Süd-See, in den J. 1789 und 1793. A. d. Engl. Hamb. 1802. gr. 8. S. 544 u. 143. Ed. Umfreville über den gegenwärtigen Zustand der Hudsonsbay. A. dem Engl. von E. A. W. Zimmermann. Helmst. 1791. 8. S. 140. 141. Nach Heinr. Ellis Reise nach Hudsons Meerbusen in den

J. 1746 und 1747; in der Samml. neuer und merkwürdiger Reisen. Göttingen 1750. 8. Th. I. S. 213. 214. nennen die Völkerschaften in der Nähe der Hudsonsbai den großen gütigen Geist Ukkewma, den ihm entgegengesetzten bösartigen aber Wittikka.

10) Carver S. 321. Die alten Bewohner von Neujersey glaubten den bösen Geist im Donner zu vernehmen; Pet. Kalm in Beschreib. der Reise nach dem nördlichen Amerika. Aus dem Schwed. Gött. 1764. Th. III. oder der Samml. neuer und merkwürdiger Reisen. Th. XI. S. 85., die von Florida nannten ihn Toia. Allgem. Historie der Reisen. Th. XVI. S. 499.

11) Allgem. Hist. der Reisen. Bd. XVI. S. 572. 573.

12) Carver S. 325. *Garcilasso de la Vega* histoire de la conquête de la Floride, trad. en Franç. par P. *Richelet.* Leide 1731. 8. P. I. lib. 4. cap. 16. Die Irokesen und Huronen verehren ein und dasselbe mächtige Wesen in der Sonne, in dem sichtbaren Himmel, in dem großen Geist. Jene scheinen es durch die Redensart Agriskove', diese durch A=reskovi bezeichnen zu wollen. Die wahre und eigentliche Bedeutung derselben ist unbekannt, man bedient sich derselben aber bei Anrufungen des großen Geistes. Auch bei ihren kriege-

rischen Unternehmungen, auf dem Marsche, vor dem Anfange und mitten im Gewühl des Kampfes, rufen sie, indem sie ihre Beile erheben, diese geheimnißvollen Worte aus; gleichsam, als wenn sie einen Kriegsgott bezeichneten. Dies ist nicht ganz unwahrscheinlich, denn das damit verwandte Wort Aregouan heißt: Krieg führen. Eine Huronin, als sie von einem christlichen Missionar mit den Vollkommenheiten Gottes bekannt gemacht wurde, rief verwundert aus: „Ich verstehe es und ich habe mir allezeit eingebildet, unser A-reskovi müsse eben der Gott seyn, den du mir jetzt abmalest." Sie nennen die Sonne oder vielmehr den Geist derselben auch Tharonhiaouagon und Harakouannentakton. Jenes heißt buchstäblich: Er befestiget den Himmel auf allen Seiten, von Garonhia, d. i. die Luft, der sichtbare Himmel, der Herr des Himmels, und Ouagon in der Zusammenfügung so viel, wie: etwas genau umfassen, es befestigen und auf allen Seiten sicher machen. Dieses ist zusammengesetzt aus Gerakoua, d. i. Sonne, und aus Gannentakton, d. i. anbinden. Lafitau in der allgem. Gesch. von Amer. Th. 1. S. 61. 64. Auch nach *Charlevoix* Journ. p. 208. ist A-reskovi der Kriegsgott.

13) Cl. Le Beau Neue Reise unter die Wilden in Nordamerika. Aus dem Franz. von J. B. Nack. Frankf. und Lpz. 1752. 8. Th. I. S. 250.

14) J. Long's See- und Land-Reisen, enth. eine Beschreib. der Nordamerikanischen Wilden u. s. w. Aus dem Engl. von Zimmermann. Hamb. 1791. gr. 8. S. 128.

15) *Sagard* ch. 18. p. 230. Lafitau d. Uebers. S. 172 f. Loskiel S. 53. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 29. *De Charlevoix* Journal d'un voyage dans l'Amérique septentrionnale. Paris 1744. (und nicht wie Meiners und Lindemann citiren 1774.) in 4. p. 346. 289. Dies Journal ist der dritte Theil der hist. de la nouv. France. Der Verf. hat die Nachrichten anderer, insbesondere des Lafitau benutzt, welche dadurch bestätiget werden; aber auch manche neue gegeben. Rogers a. a. O. S. 268.

16) Nach der Erklärung der XXI. Kupfertafel im Th. I. von Dieter. von Bry Amerika. Frankf. 1590. in fol. Allgem. Histor. der Reisen. Th. XVI. S. 572. 577. Schwerlich waren die Kiwasas die Abbildung einer Gottheit. Wahrscheinlich stellten sie die Schutzgeister der Todten vor, im Gegensatz jener Pfähle mit Menschengesichtern, welche die

Schutzgeister der Lebenden andeuteten. Auch jene riesenmäßigen Standbilder, welche Meare bei den Einwohnern von Nutka fand, scheinen nur Abbildungen der Schutzgeister, vielleicht der Schutzgeister der Verstorbenen oder eines Greises zu seyn, der, wie sie erzählen, einst vom Himmel herab kam und ihnen den Gebrauch des Kupfers lehrte. Berliner Samml. der besten und neuesten Reisebeschr. Bd. 32. S. 89. 90.

17) Lafitau nach dem Bericht des le Maire. S. 71. 72. *Charlevoix* Journ. p. 349.

18) Allgemeine Historie der Reisen. Bd. XVI. S. 576. 577.

19) *Charlevoix* Journ. p. 300. Allgem. Gesch. von Amerika. Th. II. S. 542.

20) Mackenzie S. 496 f. u. 544.

21) Fr. X. de Charlevoix Allgem. Gesch. und Beschreibung von Neu-Frankreich. A. dem Franz. übers. im XIV. Band der allgem. Histor. der Reisen. S. 478.

22) *Charlevoix* Journ. p. 417 et sq. und nach dems. Allgem. Geschichte von Amerika. Th. II. S. 554. Allgem. Hist. der Reisen. Bd. XVI. S. 711.

23) Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVI. S. 571.

24) *Garcilasso de la Vega.* P. I. l. 4. c. 16. p. 274 et sq.

25) (*Rochefort*) histoire naturelle et morale des Iles Antilles. 2 ed. Roterd. 1665. 4. lib. II. ch. 8. p. 413 sq. Die Sitten, Einrichtungen und religiösen Gebräuche der Apalachiten nach R. Schilderungen sind in den ersten Grundzügen so übereinstimmend mit denen ihrer nächsten Nachbarn in Florida, daß man nicht wohl begreifen kann, warum diese Nachrichten für lügenhafte Erfindungen gehalten worden sind.

26) Long S. 207.

27) Rogers a. a. O. S. 267.

28) Carver S. 7.

29) Das. S. 47. 48.

30) Le Beau Th. I. S. 297.

31) Lafitau d. Uebers. S. 365. 366.

32) Long S. 84.

33) *Rochefort* chap. 8. art. 10. p. 412 et sq.

34) Carver S. 359.

35) Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 30. *Charlevoix* Journ. p. 349.

36) Jac. *Carthier* relat. 2. Lafitau S. 83 f. *Charlevoix* Journ. p. 350.

37) Lafitau in der A. G. von Amerika. Th. 1. S. 86. Loskiel S. 58. 59. *Charlevoix* Journ. p. 118. 348. Allg. Hist. der Reisen. Bd. XVII. S. 29.

38) Charlevoix Gesch. von N. F. d. Uebers. S. 234.

39) Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVI. S. 503. Nur einem Augenzeugen ist der Gebrauch dieses grausamen Sonnenopfers zu glauben; das einzige dieser Art bei diesen Völkern. Gewiß fand es nur bei wenigen Stämmen statt, und auch da nicht allgemein, sondern nur unter besonderen Umständen, vielleicht nur, wenn die Mütter aus einem Geschlechte der Sonnenkinder stammten, um den Oberhäuptern ihre Würde für sich und ihre Nachkommen zu sichern.

40) Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 63. Carver S. 303. 304. Auch bei den Knisteneaux ist das feierliche Rauchen aus der heiligen Pfeife so wichtig, daß es jedem Streit ein Ende macht; denn keiner, der einen Groll gegen den andern hat, darf mit ihm aus einer und derselben Pfeife rauchen. Merkwürdig ist es, daß Niemand bei solchen Friedensversammlungen erscheinen darf, der nicht gehörig rein ist, und namentlich schließt der Beischlaf in vier und zwanzig Stunden vorher, als unrein davon aus. Den Weibern ist der Zutritt dabei gänzlich versagt. Mackenzie S. 114. Von dem Calumet vergl. man bes. des L. *Hennepin*

nouv. découverte d'un tres-grand pays situé dans l'Amerique. Utrecht 1697. 12. chap. 24. p. 149 sq. *Charlevoix* Journ. p. 211. 212. Long S. 68. Rogers bei Köhler. Th. 1. S. 277. und H. Timberlake's Beschreibung der Cherokees; das. S. 436.

41) Loskiel S. 54—58.

42) Mackenzie S. 110—113.

43) Allgem. Historie der Reisen. Bd. XVI. S. 576.

44) *Charlevoix* Journ. p. 420. Allgem. Gesch. von Amerika. Th. II. S. 556. *Dumont* mémoires historiques sur la Louisiane. Par. 1753. 12. Vol. I. p. 158 sq. Auch bei verschiedenen Stämmen an der Hudsonsbai pflegen die Oberhäupter der Sonne bei Anbruch des Tages die angezündete heilige Pfeife dreimal anzubieten, und sie um ihre Gunst für sich und die Völkerschaft anzurufen. *Charlevoix* Journ. p. 181.

45) *Milfort* mémoire sur différ. voyages dans la nation Crëck. Par. 1802. gr. 8. p. 216. 217. *Bartram* voyage en Amerique. T. II. p. 405. 406.

46) Allgem. Gesch. der Reisen. Bd. XVI. S. 503. 504. M. *Lescarbot* hist. de la nouvelle France. liv. 1. ch. 6. ed. 3. Par. 1618. 8. p. 50.

47) *Rochefort* liv. 2. ch. 8. p. 402.

48) Lafitau S. 186. 187. nach *Rochefort* l. 2. ch. 8. p. 416 sq.

49) Nach der Erklärung der XVIII. Kupfertafel im Th. I. von Diet. von Bry Amerika.

50) Lafitau S. 103.

51) *Le Jeune* relat. de la nouv. France pour l'an 1634. ch. 4. p. 65.

52) Wenn die Delawaren nach Loskiel S. 48. sagen: „Wir können nicht für immer sterben! Geht ja doch das Welschkorn, wenn es unter die Erde kommt, wieder auf, und wird lebendig"; so denken sie dabei wohl nicht an eine Auferstehung des Leibes, sondern an die Fortdauer der Seele; denn die Vorstellung von einer Auferstehung des Fleisches liegt gewiß nicht in dem schlichten Verstande des Naturmenschen.

53) *Charlevoix* Journ. p. 351. 353.

54) Lafitau S. 168 f. *Charlevoix* Journ. p. 351.

55) Dies ist die Meinung der Essanaper an dem langen Fluß, nach *de la Hontan* mémoire de l'Amerique. T. I. lettre 16.

56) Lafitau S. 190. Loskiel S. 49. Wenn bei den Chepewyans ein Kind Zähne mit auf die Welt bringt, so meinen sie, es sey ein Mensch, der mit diesen Zeichen der Frühzeitigkeit zum zweitenmal geboren werde. Mackenzie S. 134.

57) Timberlake a. a. O. S. 463.

58) Loskiel S. 49. Lafitau S. 189 f. Von der Vertreibung der Seelen der hingerichteten Kriegsgefangenen insbes. Rogers a. a. O. S. 291.

59) *Garcilasso de la Vega* T. II. l. 3. ch. 11. p. 455

60) Lafitau S. 187. Charlevoix S. 22.

61) *Sagard* ch. 18. p. 232. *De Brebeuf* relat. de la nouv. France pour l'an 1636. P. 2. ch. 2. Lafitau S. 186. 190. *Charlevoix* Journ. p. 352.

62) *Fr. Creuxius* in hist. Canad. s. novae Franciae. Par. 1664. 4. lib. I. p. 89. 90. Lafitau S. 186 f.

63) An Account of a voyage for the Discovery of a North-West-Passage by Hudson's Streights to the Western and Southern Ocean of America. Lond. 1748. 8. Vol. II. p. 42. 43.

64) Umfreville S. 141.

65) Mackenzie S. 133. 134.

66) *Creuxius* lib. I. p. 84. Lafitau S. 169. Loskiel S. 59. *Charlevoix* Journ. p. 353 et sq.

67) Loskiel S. 565 f.

68) Das. S. 98.

69) Long S. 128 f.

70) Lafitau S. 170.

71) *De la Hontan* mémoire de l'Amérique. T. II.

72) Lafitau S. 170.

73) Das. S. 171.

74) Long S. 130 f.

75) Lafitau S. 171. 172.

76) Nach dem Berichte des P. Claude Dablon. *Charlevoix* Journ. p. 356 et sq. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 33 u. f.

77) *Charlevoix* Journ. p. 371. 372. Allgem. Historie der Reisen. Bd. XVII. S. 70. 71. Rogers a. a. O. S. 270.

78) Lafitau S. 408 f. *Charlevoix* Journ. p. 243. 245. 247. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 57 f. Carver S. 286 f. u. a. Rogers a. a. O. S. 264.

79) *Bartram* T. II. p. 391.

80) Long S. 109 f.

81) *Charlevoix* Journ. p. 181. 182. Ellis S. 206 f.

82) Curtis Nachricht von Labrador; b. Forster und Sprengel in den Beitr. zur Völker- und Länderkunde. I. S. 104. 105.

83) Hearne S. 283. Mackenzie S. 143.

84) Mackenzie S. 144. Hearne S. 280.

85) Mackenzie S. 543.

86) *Charlevoix* Journ. p. 374.

87) *Sagard* ch. 21. p. 282 sq. Lafitau S. 461 f. *Charlevoix* Journ. p. 372. Loskiel S. 154.

88) Carver S. 334. 335.

89) Le Beau Th. II. S. 340. 341.

90) Weld S. 340.

91) *Le Jeune* relat. de la nouv. France pour l'an 1634. chap. 4. Er giebt es mit Unrecht für einen allgemeinen Gebrauch aus.

92) *Sagard* ch. 18. p. 233.

93) An Account of a voyage for the Discovery of a North-West-Passage. Vol. II. p. 52.

94) Diese Schilderung der Begräbnißgebräuche ist entworfen nach *Creuxius* l. I. p. 92. 93. Lafitau S. 462 f. Loskiel S. 154 f. Carver S. 335 f. Mackenzie S. 108 f.

95) *Garcilasso de la Vega* T. I. l. 2. c. 2. p. 47. Lafitau S. 477 u. a.

96) Carver S. 44. 45. 65. 336. Da der kleine Raum dieser Höhle vor dem erwähnten Bassin nicht hinreichen kann, die Todten der ganzen Völkerschaft aufzunehmen: so möchte man auf die Vermuthung kommen, man versenke sie in das Wasser oder bringe sie über dasselbe in andere Theile der Höhle, die dem Reisenden nicht bekannt wurden. Es wurde ihm nicht erlaubt, der Beerdigung beizuwohnen.

97) *Creuxius* l. I. p. 95 et sq. *Sagard* ch. 22. p. 290 sq. und Lafitau Cap. 13. S. 484 f. nach des *Brebeuf* relat. de la nouv. France pour l'an 1634. *Charlevoix* Journ. p. 377 et sq.

98) Loskiel S. 156.

99) Bossů neue Reisen nach Westindien. Helmst. Aus dem Franz. 1776. 8. Th. II. S. 79. *Bartram* T. II. p. 414. *Milfort* p. 293.

100) Lafitau S. 457.

101) Allg. Histor. der Reisen. Bd. XVI. S. 507.

102) *Rochefort* l. 2. ch. 8. p. 432.

103) Lafitau S. 467. *Charlevoix* Journ. p. 421 et sq. Bossů S. 36 f. *Dumont* I. p. 227.

104) *Charlevoix* Journ. p. 247.

105) Loskiel S. 156. Mackenzie S. 409.

106) Loskiel S. 58.

107) Mackenzie S. 118.

108) Allgemeine Historie der Reisen. Bd. XVI. S. 506. 507.

109) *Creuxius* lib. I. p. 95. und nach ihm Lafitau S. 480 f. Loskiel S. 156 f. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 73. *Charlevoix* Journ. p. 372 et sq.

110) Carver S. 337 f.

111) Mackenzie S. 109.

112) Bägert S. 163.

113) Loskiel S. 156 f.

114) *Creuxius* l. c. lib. I. p. 76. Lafitau S. 478. 479.

115) Bägert S. 142. 161.

116) Beschr. v. Virginien bei Dieter. v. Bry. Th. I.

117) An Account of a voyage for the Discovery of a North-West-Passage. Vol. II. p. 235. 236.

118) Carver S. 324.

119) Long S. 149.

120) Hearne S. 177 f. u. 195 f.

121) Lafitau S. 173. u. S. 450 f. *Charlevoix* Journ. p. 274. 360. Allg. Hist. der Reisen. Bd. XVII. S. 27.

122) Lafitau S. 181 f.

123) Carver S. 100 f.

124) Lafitau S. 179 f.

125) Das. S. 180. *Charlevoix* Journ. p. 363.

126) *Charlevoix* Journ. p. 364.

127) *Rochefort* liv. 2. ch. 8. p. 391. Fr. *Coréal* Voyages aux Indes occidentales depuis 1666-1697. Amsterd. 1722. 12. T. I. p. 96. *Lescarbot* liv. 1. ch. 6. p. 51. Allgem. Gesch. von Amerika. Th. II. S. 581.

128) *Bartram* T. II. p. 386. 397. vergl. *Adair* p. 81 et sq.

129) Beschreib. von Virginien bei Dieter. von Bry im I. Theil.

130) Nach Joh. Smith in der allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVI. S. 573.

131) Bossú I. S. 183.

132) *Coréal* T. I. p. 96.

133) Relation de la Virginie. l. III. ch. 8.

134) *Brebeuf* relat. de la nouv. France pour l'an 1636.

135) Carver S. 234 u. f.

136) Ata = entsik ist zusammengesetzt aus Ata und entsik. Jenes bedeutet wörtlich: Person, dieses kommt von Entsi, womit im Zusammenhange eine sehr große Länge oder Entfernung der Zeit und des Ortes angezeigt wird.

137) *Creuxius* p. 79. Lafitau S. 45. 116 u. f. Allgem. Histor. der Reisen. Bd. XVII. S. 28.

138) *Charlevoix* Journ. p. 344. Allgem. Hist. der Reisen. Bd. XVII. S. 28.

139) *Charlevoix* Journ. p. 281 et sq. Allg. Gesch. von Amerika. Th. II. S. 539 u. f.

140) Allgemeine Historie der Reisen. Bd. XVI. S. 499.

141) *Creuxius* p. 78. *Charlevoix* Journ. p. 399.

142) B. Franklin's kleine Schriften; aus dem Engl. von G. Schatz. Weimar 1794. 8. Th. II. S. 220. 221.

143) Lafitau S. 386 u. f. *Charlevoix* Journ. p. 400. Loskiel S. 41.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

12. Qi:

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Majer, Friedrich,

Mythologisches Taschenbuch oder Darstellung und Schilderung der Mythen, religiösen Ideen und Gebräuche aller Völker

Bd.: 1

Weimar (1811)

H.g.hum. 147-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435469-3